



Im Glauben wachsen — von Kindern lernen

- 3 Einfach Kinderglauben?
von Traudl Baumeister
- 5 Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...
von Gerhard Ruisch
- 7 Den Glauben mit Kinderaugen hinterfragen
von Melissa Kaiser
- 10 Firmen und konfirmieren
von Bischof Dr. Matthias Ring

Muslime schützen Christen

Im November 2014 hatten Kämpfer der extremistischen kenianischen Schabab-Miliz einen Bus angehalten, die Muslime von den Christen getrennt und 28 Christen erschossen. Als im Dezember 2015 wieder ein Bus mit 80 Reisenden angehalten wurde, verteilten mehrere Musliminnen muslimische Kleidungsstücke an christliche Mitreisende, um sie zu tarnen; muslimische Männer weigerten sich, den Anordnungen Folge zu leisten, als die Menschen nach Religion getrennt werden sollten. Der 34-jährige **Salah Sadow Farah**, Vize-Rektor einer Grundschule, musste diesen Einsatz mit dem Leben bezahlen; ebenfalls erschossen wurde ein Fahrgast, der zu fliehen versuchte.

Landessynode erlaubt Ehe gleichgeschlechtlicher Lebenspartner

Homosexuelle Paare können sich künftig in der Evangelischen Kirche im Rheinland trauen lassen. Die rund 210 Delegierten der Landessynode stimmten mit großer Mehrheit für eine entsprechende Änderung des Kirchengesetzes. Dabei gab es sechs Gegenstimmen und acht Enthaltungen. Die Trauung von Paaren in eingetragener Lebenspartnerschaft wird wie die Ehe in die Kirchenbücher eingetragen. Die rheinische Landeskirche ist nach Hessen-Nassau bundesweit die zweite Landeskirche, die homosexuelle Lebenspartner mit Eheleuten kirchlich gleichstellt.

US-Anglikaner für drei Jahre geächtet

Die Mehrheit der anglikanischen Nationalkirchen hat die US-Episkopalkirche für drei Jahre von ihren gemeinschaftlichen Entscheidungen ausgeschlossen. Hintergrund ist der Umgang mit Menschen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen bzw. ein Beschluss der Episkopalkirche, das Ehesakrament geschlechtsneutral zu definieren. Die Mehrheit der „Primate“ (Vorsitzenden der Bischofskonferenzen) der 38 Kirchenprovinzen weltweit erklärte bei einer Konferenz in London im Januar, das Vorgehen der US-Anglikaner stelle eine „grundsätzliche Abkehr vom Glauben und der Ehe-Lehre der Mehrheit der

anglikanischen Provinzen“ dar. Dies schaffe Misstrauen, wo ansonsten der „einheitliche Wille“ bestehe, „gemeinsam im Glauben weiterzugehen“. Besonders Bischöfe aus Afrika und Asien sind gegen eine Abkehr von der traditionellen Sexualethik.

Für Abschaffung des Pflichtzölibats

Der römisch-katholische Theologe und Psychologe **Wunibald Müller** fordert die Abschaffung des Pflichtzölibats. Die Ehelosigkeit der katholischen Priester sei zwar „an sich eine bereichernde Lebensform“, sagte er, allerdings habe er auch „Hunderte Priester gesehen, die sich aufreiben an der Herausforderung des zölibatären Lebensstils, dem viele einfach nicht gewachsen sind“. Nach Müllers Einschätzung halten sich „nicht viel mehr als die Hälfte aller Priester in den westlichen Ländern“ an den Zölibat. Die verpflichtende Ehelosigkeit werde „immer weniger wirklich gelebt und überlebt sich somit mit der Zeit. Solange die Kirche daher hier nicht ihre Haltung ändert, macht sie sich unglaubwürdig.“ Müller (65) leitet seit 25 Jahren das Recollectio-Haus in Münsterschwarzach, in dem Ordensleute und Priester Hilfe in seelischen Nöten finden.

Freiheit der theologischen Forschung

Katholische Professoren pochen auf die Freiheit der wissenschaftlichen Theologie. Der Freiburger Moraltheologe **Eberhard Schockenhoff** und der Freiburger Fundamentaltheologe **Magnus Striet** wenden sich gegen Äußerungen des Regensburger Bischofs **Rudolf Voderholzer**, der eine stärkere Unterordnung der Theologie unter das Lehramt der Bischöfe gefordert hatte. Schockenhoff spricht der theologischen Wissenschaft ein eigenes Würteramt zu; sie könne auch „Fehlentwicklungen dieses Glaubens“ identifizieren und neue Wege zu einem zeitgemäßen Glaubensverständnis aufzeigen. Der Dienst einer eigenständigen wissenschaftlichen Theologie, die „frei von fremder Einflussnahme arbeiten kann“, sei „für die Kirche selbst von unersetzbarem Wert“, schreibt Schockenhoff. Wie Schockenhoff betonte auch der Fundamentaltheologe Striet, das Lehramt habe immer wieder geirrt und benötige

deshalb ein kritisches Gegenüber. Er verwies etwa auf den „theologischen Antijudaismus“ und auf die „Verteilung der Freiheitsrechte durch die Päpste des 19. Jahrhunderts“.

Polizei skeptisch

Die Polizei äußerte sich skeptisch über die geplante Verschärfung der Abschieberegeln für straffällige Ausländer. „Wir haben kein rechtliches, sondern ein personelles Problem“, sagte der Vize-Vorsitzende der Gewerkschaft der Polizei, **Jörg Radek**. Aus den Jahren 2014 und 2015 gebe es „weit mehr als 16.000 Rückführungsfälle, die noch nicht umgesetzt wurden.“

H&M verärgert Juden

Die schwedische Modefirma H&M verärgert mit einem gestreiften hellbeigen Schal fromme Juden. Das Accessoire aus dem Damenprogramm ähnelt bis in Details wie etwa langen zusammengeknöteten Fransen einem jüdischen Gebetsschal, dem sogenannten Tallit, der traditionell nur von Männern getragen werden darf. Das Unternehmen entschuldigte sich umgehend. Streifen gehörten „zu den Trends dieser Saison“. Als Inspiration zu speziell diesem Muster hätten orientalische Bäder gedient, sogenannte Hamams. Es sei nicht geplant, den Schal aus dem Sortiment zu nehmen.

Kein ungeprüftes Festklammern an Traditionen

Christen dürfen nach den Worten von **Papst Franziskus** nicht ungeprüft an jeder Tradition festhalten. Die Sünde vieler Christen sei es, sich an „das, was immer so gemacht wurde, zu klammern“. Stattdessen müssten sie unterscheiden, was als Fundament bewahrt werden und was sich ändern müsse, „damit die Neuerungen des Heiligen Geistes empfangen werden können“. „Angesichts der Neuheiten des Geistes, der Überraschungen durch Gott, müssen sich auch die Gewohnheiten erneuern“, betonte der Papst in einer Predigt im vatikanischen Gästehaus. Die Botschaft der Kirche müsse heute lauten: „Neuer Wein in neue Schläuche“.

fortgesetzt auf Seite 31



Kinder glauben einfach oder...

Einfach Kinderglauben?

VON TRAUDL BAUMEISTER

„**E**IN SCHÖNES THEMA“, DACHTE ICH, ALS ICH erstmals vom Titelthema für dieses Heft hörte. Da könne doch wirklich jeder etwas dazu schreiben, stellte ich mir vor. Mich natürlich eingeschlossen. Doch je mehr ich überlegte, umso sperriger wurde es. Irgendwie bekam ich es nicht richtig zu fassen. Natürlich hatte ich da irgendwo die Worte Jesu im Kopf, „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...“ oder „Lasset die Kinder zu mir kommen“. Kinder glauben einfach, Kinderglauben ist einfach, für Kinder ist die Welt noch in Ordnung, sie sind ursprünglich gut und unverfälscht – solche Sätze spukten mir im Kopf.

Tatsächlich wusste ich es aber besser. Längst nicht für alle Kinder ist Glauben einfach. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie einer meiner Söhne, damals gerade vier Jahre, eine Sinnkrise bekam, als ihm erstmals richtig bewusst wurde, dass wir alle eines Tages sterben müssen. Und er voraussichtlich den Tod seiner geliebten Großeltern erleben muss. Eine Tatsache, die mit dem Bild vom „lieben Gott“ für ihn so gar nicht in Einklang zu bringen war.

Ich weiß auch noch gut, dass mir schon im Kindesalter klar war, dass das irgendwie nicht funktionieren kann, wenn bei Fußballspielen (oder schlimmer: im Krieg) beide Seiten für ihre Sache zu Gott beten (oder einfacher: der Bauer für Regen und die Ausflügler dagegen). So einfach also ist er wohl doch nicht, der viel-beschworene Kinderglaube. Selbst wenn man von den Themen absieht, die Mitschuld dran tragen, dass für nicht wenige Menschen Glauben generell Kindersache ist: die pseudoreligiösen Traditionen vom Osterhasen, Nikolaus und Christkind. Rücken sie und die viel zitierten „strahlenden Kinder-
augen“ zu sehr in den Mittelpunkt christlicher Festtage, bleibt oft nur ein fader Nachgeschmack, haben die Betroffenen mit dem Älterwerden die Festtagsbegleiter endgültig ins Reich der Märchen verbannt.

Fünf Unterschiede

All das Sinnieren endete damit, dass ich versuchte herauszufinden, ob es (in Sachen Glauben) nicht doch etwas gibt, was Kinder unterscheidet von uns Erwachsenen. Dabei kam ich tatsächlich auf fünf (!) Dinge.

Für Kinder gibt es viele Dinge, die für sie neu sind, die sie zum ersten Mal sehen, erleben, tun. Sie können also oft (so man sie lässt!) unbelastet und vorurteilsfrei an etwas herangehen.

Außerdem gehört eine gewisse Mystik für sie zur Welt dazu. Es ist für sie eine unumstößliche Tatsache, dass manche Dinge den Verstand übersteigen, man sie durch Denken nicht erklären kann, auf diese Weise nicht in den Griff bekommt und sie einfach als gegeben akzeptieren kann.

Weiter sind Kinder mit der Welt auf Du. Sie abstrahieren nicht, sondern setzen alles, was geschieht, in Beziehung zu sich selbst. Sie erleben die Welt als Beziehung.

Zudem vertrauen sie unerschütterlich auf das, was sie glauben. Selbst wenn ihre Erwartungen enttäuscht werden, stellen sie nicht gleich das Ganze infrage, sondern setzen, ohne groß nachzudenken, wieder darauf, dass es beim nächsten Mal anders kommt. Sie haben also ein Urvertrauen (was allerdings nicht unbedingt zutrifft, wenn sie schon in allerfrühester Jugend sehr schlechte Erfahrungen mit der Beziehung der Umwelt zu sich machen mussten).

Dieses Urvertrauen liegt auch darin begründet, dass Kinder viel mehr im Hier und Jetzt, also im Augenblick leben. Sie handeln und fühlen aus der momentanen Situation heraus und nicht aus Überlegungen, was war schon und was wird sein.

Gott ist groß – aber er wurde ein Kind

Ich glaube, dass es genau diese Dinge sind, die Jesus im Blick hat, wenn er uns auffordert, wieder zu werden wie die Kinder.

Manches davon fällt uns leichter, manches sehr schwer. Weil es unserer Lebenserfahrung widerspricht. Weil wir es beispielsweise sogar als negativ empfinden, nicht aus gemachten Erfahrungen zu lernen und die Zukunft zu planen und abzusichern.

Tatsächlich aber bestätigen viele alte Philosophen wie auch die moderne Hirnforschung, dass das so eine ganz besondere Sache ist mit unserem Gehirn, der Objektivität und Realität von Erinnerungen. Und dass Leben das ist, was passiert, während man anderes plant, das hat sicher jeder von uns auch schon mal erlebt.

Wenn wir glauben, dann vertrauen wir aber auch darauf, dass Gott da, mit uns ist, egal was passiert. Kein lieber Gott, aber ein unendlicher liebender Gott. Einer, der uns eine Beziehung schenkt, die nie endet. Der an uns so unerschütterlich glaubt, wie das nur Kinder können. Gott ist groß, größer als alles Irdische. Aber er wurde ein Kind. Gab uns also ein ganz praktisches, lebensnahes Beispiel.

Warum also sollten wir nicht Gottes Tun und Jesu Rat vertrauen und alles daran setzen, zu werden wie ein Kind, uns im Kinderglauben versuchen. Nicht im Sinne eines kindischen Glaubens, sondern im Sinne der Bereitschaft, uns jeden Tag wieder ganz neu auf Gott und die Menschen einzulassen. Ohne Kalkül, ohne Grenzen im Kopf, ohne Vorurteile – unbeschwert und unbelastet. Mit der Bereitschaft, das Unerklärliche stehen zu lassen – und grenzenlosem Gottvertrauen. Einfach ist das wahrlich nicht. Aber einfach unschlagbar auf dem Weg zu wahren Glück. ■



Traudl Baumeister ist Mitglied der Gemeinde Würzburg



Der Kinderfreund

VON JUTTA RESPONDEK

UNSERE KINDER WAREN immer dabei. Sie gehörten zu uns, sie waren Teil unseres Lebens. Es war selbstverständlich, dass wir sie überallhin mitnahmen. Wo hätten sie auch sonst bleiben sollen? Sie teilten unseren Alltag, wo immer wir waren und was auch immer wir zu tun hatten. Ob am Brunnen oder bei der Feldarbeit, im Haus oder auf dem Dorfplatz: Immer waren Scharen von Kindern dabei, kleine und große, Kinder jeden Alters, sie rannten umher, lärmten und tobten um uns herum und spielten oder zankten sich auch manchmal. Sie schauten zu und ahmten nach, was wir Frauen machten, und übernahmen, je älter sie wurden, kleine und größere Aufgaben und halfen mit bei der täglichen Arbeit. So lernten sie, wie einer für den anderen da ist, wie man miteinander und füreinander lebt. Die Allgegenwart der Kinder war das Normalste auf der Welt.

Deshalb wären wir nie auf die Idee gekommen, sie zu Hause zu lassen, als der berühmte Rabbi Jeshua in unser Dorf kam. Wir hatten schon viel von ihm gehört. Er zog mit seinen Anhängern durch die Gegend, von Dorf zu Dorf, sprach zu den Menschen und heilte Kranke. Es hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, dass er käme, und alle liefen auf dem Dorfplatz zusammen, um ihn zu sehen und zu hören. Auch wir Frauen, alle meine Freundinnen und Nachbarinnen, und mit uns die ganzen Kinder, liefen zum Platz. Es war ein riesiges Gedränge und Gelärme, alle wollten dem Rabbi möglichst nahe sein. Seine Begleiter, die Jünger, versuchten für Ruhe und Ordnung zu sorgen und die Leute auf Abstand zu halten.

Als der Rabbi zu reden begann, wurden alle still. Bis auf die Kinder, jedenfalls die Kleinen, die munter weiterplapperten und umhertollten, wie sie es immer tun. Das war nichts Besonderes. Und keiner störte sich daran. Außer diesen Jüngern. Die waren offenbar genervt und warfen

ihnen und uns missbilligende Blicke zu. Wir beachtetten sie nicht weiter und lauschten der Rede des Rabbi Jeshua.

Noch nie hatten wir einen solchen Prediger gehört. Er konnte wunderbar erzählen. Seine Worte und Geschichten vom Gottesreich waren lebensnah und für jeden einsichtig – ein jeder konnte sich gemeint und verstanden fühlen. Wir waren im tiefsten Herzen berührt und voller Dankbarkeit und Freude. Dass einer wie er sich so viel Zeit für uns arme einfache Leute nahm! Er musste ein Prophet sein, ein heiliger Mann, ein Gottgesandter, das spürten wir.

Wir begannen, unsere Kinder nach vorne zu drängen und zu schieben, damit er ihnen die Hände auflege und sie segne. Doch da kamen uns die Jünger in die Quere. Sie fuhren uns an und drängten uns zurück, um die Kinder von ihrem Rabbi fern zu halten. Es war kein Durchkommen, sie hinderten uns, nach vorne zu gelangen und wiesen uns einfach ab. Als ob unser Vorhaben völlig abwegig wäre. Seht ihr nicht, dass ihr nur stört mit eurer lärmenden Kinderschar?! Wie soll der Meister sich auf seine Rede konzentrieren? Und die anderen Leute können kaum noch zuhören. Ihr seid wirklich lästig, geht nach Hause und kommt wieder, wenn eure Kinder größer sind und verstehen, was der Meister spricht.

Wir waren enttäuscht und betroffen. Wie passte das zu dem, was der Rabbi erzählte?! Ja, Kinder galten meistens nicht viel, vor allem, solange sie klein waren und Arbeit machten. Manchen Leuten gingen sie einfach nur auf die Nerven. So leider auch den Jüngern des Rabbi. Aber wir wollten uns nicht einfach wegschicken lassen und versuchten trotz der Proteste weiterhin, uns einen Weg durch die Menschenmenge zu bahnen.

Der Rabbi hatte offenbar mitgekriegt, was da inmitten seiner Zuhörer vor sich ging. Er wurde unwillig, ja, er schien richtig verärgert und wies seine Jünger zurecht. Lasst die Kinder zu mir kommen und hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes!

Wir staunten. Der Rabbi winkte uns mit den Kindern tatsächlich zu sich. Die Jünger schauten betreten

und ließen uns vorbeigehen, alle machten Platz, so dass wir ungehindert nach vorne gelangen konnten. Der Rabbi sah uns freundlich an. Jedes Kind nahm er in den Blick, vom kleinsten im Arm seiner Mutter bis zum größten. Dann blickte er in die Runde, über die Köpfe der Jünger hinweg, zu all den versammelten Menschen. Amen, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht so annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.

Die Leute sahen sich an. Hatten sie richtig verstanden? Was sagte der verehrte Rabbi da? Ein Kind sollte eher ins Gottesreich gelangen als ein Erwachsener?! Hatte er das ernst gemeint? Was war das für eine Lehre, die ein Kind so hoch einschätzte?! Was war von Kindern schon zu lernen?!

Mir war klar, was er meinte. Wer ständig mit Kindern zusammen ist, kennt das unbefangene kindliche Vertrauen gegenüber dem Leben und allem, was neu ist. Die natürliche Offenheit und Bereitschaft der Kinder, zu lernen und die Dinge in sich aufzunehmen. Also auch das Gottesreich und die Botschaft von Gottes Liebe. Ich war glücklich über die Worte des Rabbi. Endlich mal einer, der die Kinder ernst nahm, der sie wertschätzte, auch die ganz kleinen.

Der Rabbi sah meinen Blick und lächelte mir zu. Dann nahm er die Kinder in die Arme, eins nach dem anderen, legte ihnen die Hände auf und segnete sie. Jedes einzelne Kind! Die Kinder ließen es staunend und mit kindlicher Andacht geschehen. Sie spürten die Freundlichkeit und die Zuneigung und auch die Ernsthaftigkeit dieses Fremden. Die Umstehenden trauten ihren Augen nicht. Mit so etwas hatten sie nicht gerechnet. So etwas hatte man noch nicht erlebt. Der Rabbi scheuchte diese lästige Rasselbande nicht weg, sondern widmete sich ihr voller Hingabe. Eine ganz neue Erfahrung. Ich beobachtete den Rabbi, wie er liebevoll mit den Kleinen umging, und wischte mir heimlich ein paar Tränen aus den Augenwinkeln. Zu gerne wäre ich in diesem Augenblick selber ein Kind gewesen.

Nach Markus 10,13-16



Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn



Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...

VON GERHARD RUISCH

WENN WIR NICHT UMKEHREN UND WIE DIE Kinder werden, dann können wir nicht ins Himmelreich gelangen. So sagt Jesus im Matthäusevangelium (18,3).

Was sieht Jesus in den Kindern, dass er sie seinen Jüngerinnen und Jüngern als Beispiel gibt? Gibt er hier die romantischen Gefühle eines unverheirateten, kinderlosen Mannes zum Besten, die ihn verleiten, Kinder zu idealisieren? Schließlich sind Kinder immer wieder gar nicht „lieb“, sondern sie zeigen eine Aggressivität, die uns Erwachsene manchmal erschrecken lässt.

Allerdings ist es zwar wahr, dass Kinder auch aggressiv und lieblos sein – oder scheinen – können, aber was für uns wie Aggression aussieht, ist meist nur ein Ausdruck von Hilfslosigkeit oder Notwehr in einer Situation, die das Kind „aus seiner Mitte“ bringt. Denn noch kann es nicht formulieren, wobei und weswegen es ihm nicht gut geht – das wird es erst auf seinem Weg zum Erwachsenen lernen. Also reagiert es mit Schreien, Schlagen oder auch mit Schweigen und innerem Rückzug, und es braucht kluge Erwachsene um sich, die seine Beweggründe erkennen, die ihm zu seiner inneren Mitte zurückverhelfen und die ihm vorsichtig spiegeln, was es durch sein Verhalten im Anderen auslöst. Und – ganz wichtig – die ihm sein Verhalten nicht übel nehmen.

Wie so häufig hilft es auch, wenn wir in den Blick nehmen, in welchem Zusammenhang Jesus etwas sagt oder tut. Er stellt ja ein Kind in die Mitte und sagt diesen Satz als Antwort auf die Frage der Jünger, wer wohl im Reich Gottes der Größte sein wird. Und er sagt dazu, dass der groß ist, der klein sein kann wie ein Kind.

Das ist der Punkt, auf den es Jesus ankommt: Kinder sind klein. Sie sind nicht mächtig, dass sie andere unterdrücken könnten. Sie sind nicht stark, so dass sie anderen Gewalt antun könnten (außer anderen Kindern). Sie haben noch kein Wissen angehäuft, mit dem sie andere manipulieren könnten. Stattdessen sind sie schutzbedürftig. Sie haben noch nicht gelernt, sich zu verstellen und so andere hinters Licht zu führen, was ihre Absichten angeht. Kinder

sind noch unbefangen und haben noch keine Vorurteile erlernt.

Menschen, die so sind, sind bedeutend im Reich Gottes, kindliche, nicht kindische Menschen.

Die Größe, klein zu werden

Ist es Illusion, wenn Jesus die Ränge unter seinen Jüngern nach neuen Maßstäben verteilen will? Die Kirchengeschichte hat gezeigt, dass es von Anfang an in der Kirche nicht gelungen ist, die unter uns Menschen üblichen Kämpfe um Gewicht und Ansehen auszuschalten. Immer wieder haben sich Menschen mit denselben Mitteln nach oben gekämpft, mit denen auch in der Politik und Wirtschaft gekämpft wird: Gegner wurden ausgeschaltet, schlechtgemacht, sogar umgebracht. Wir leben nicht plötzlich in einer anderen Welt, nur weil wir Christen sind. Wir sind nicht durch die Taufe auf wunderbare Weise vom Geltungsbedürfnis befreit – es ist einfach zutiefst menschlich.

Und dennoch kommen wir an den neuen Maßstäben Jesu nicht einfach vorbei. Wirkliche Größe haben diejenigen, die erkennen, dass alle, die sich ein Amt erkämpfen, die sich mit Gewalt Geltung verschaffen müssen, eigentlich arm dran sind. Die Aggressivität verleiht vielleicht Führungsqualitäten, aber nicht für das Reich Gottes. Denn da gilt es durch das Beispiel zu überzeugen und nicht durch Machtausübung die eigene Position durchzusetzen. Im Reich Gottes kann nur groß sein, wer zur Liebe fähig ist, ohne Hintergedanken und ohne Berechnung, einfach nur, weil die Größe ihres Herzens sie oder ihn dazu drängt.

Solche kindlichen Menschen verändern die Welt, weil sie sichtbar machen, wie es eigentlich sein könnte unter uns Menschen. Auch wenn es wenige sind: Sie machen sichtbar, dass das, was in der Gesellschaft und in der Kirche üblicherweise gilt, falsch ist. Sie machen erfahrbar, dass andere Möglichkeiten in der Menschheit angelegt sind. Und sie zeigen uns, wohin unser Weg noch gehen kann, wenn wir bereit sind, die Größe zu lernen, die auf äußere Machtentfaltung verzichten und klein werden kann. ■



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg



Den Glauben mit Kinderaugen hinterfragen

Warum es sich lohnt, von Kindern zu lernen

VON MELISSA KAISER



ES IST IMMER SO EINE SACHE mit Studienergebnissen. Viele Dinge werden oft außer Acht gelassen oder Störfaktoren nicht berücksichtigt. Diese verfälschen dann die Erkenntnisse, die aus einer Studie gewonnen werden. Sofern man aber einer Studie von Psychologen aus Chicago Glauben schenken darf, sind atheistische Kinder selbstloser und weniger kritisch im Umgang mit Fehlern anderer Menschen als Kinder aus christlichen oder auch muslimischen Familien.

Der Reflex, dieses Ergebnis als gläubiger Mensch infrage zu stellen, ist sicherlich eine nachvollziehbare Reaktion. Dabei werden aber wertvolle Chancen vertan, die eigene christliche Erziehung zu überdenken und zu hinterfragen. Es ist allgemein bekannt, dass Kinder sich weniger an Worten, als vielmehr an den Taten ihrer Vorbilder orientieren. Dieses Ergebnis muss, wenn man einmal seine Richtigkeit annehmen mag, kein Grund dafür sein, die Worte Jesu zu überdenken, die man an seine Kinder weitergibt. Es gilt vielmehr darüber nachzudenken, auf welchem Wege man diese besser weitergeben kann.

Es ist eine Möglichkeit für Erwachsene, die eigenen Taten zu reflektieren und sich zu fragen, ob diese mit den Worten Jesu zu vereinbaren sind. Wie christlich waren vergangene Taten in letzter Zeit tatsächlich? War man seinem Kind ein guter Wegweiser im Hinblick auf Nächstenliebe und Vergebung? Diese Fragen sind komplex und nicht

einfach zu beantworten. Niemand auf Erden ist der „perfekte Christ“, und Irren ist eine der menschlichsten Eigenschaften, die man überhaupt besitzen kann.

Es geht auch nicht darum ein „zweiter Jesus Christus“ zu werden oder zu sein. Es geht um Mut. Mut, seine Fehler immer wieder aufs Neue erkennen zu wollen. Wann ist man doch alles andere als großzügig gewesen, obwohl es die Situation eigentlich aus moralischer Sicht verlangt hätte? Was waren das für Situationen und hat das eigene Kind dieses Verhalten beobachten können? Wie gelingt es als Erwachsener, als Mensch, der in seiner Entwicklung schon so weit vorangeschritten ist und oft starr in seinen Denkmustern verharrt, dieses manchmal unchristliche Verhalten zu erkennen und zu ändern?

Ein Blick durch Kinderaugen, die ein jeder von uns noch im Herzen trägt, könnte hierfür der Schlüssel sein. Man müsste einmal wieder den Sand der Zeit aus den eigenen Kinderaugen wischen, indem man die eigenen, aber auch die Kinder aus anderen Familien wieder bewusster im Umgang miteinander beobachtet. Seien sie christlich, jüdisch, muslimisch oder anderen Glaubens.

Ohne Vorurteile

Wer Kinder in ihrer frühen Entwicklung beobachtet, der erkennt, wie wenige Vorurteile Kinder anderen Menschen gegenüber besitzen. Da wird das Spielzeug mit Freude geteilt, und auch die Süßigkeiten,

die ein Kind geschenkt bekommen hat, wandern von Hand zu Hand. Es wird gemeinsam gelacht und nicht hinterfragt, ob der Nutzen des Teilens für die eigene Person oder das Gegenüber größer ist. Es wird auch nicht zuerst gefragt, welchen Glauben der andere Mensch besitzt, bevor man zum Teilen bereit ist. Diese Frage ergibt sich aus der Situation erst gar nicht, weil sie noch nicht anerzogen wurde. Sicherlich gibt es Kinder, die ihre Süßigkeiten hin und wieder nicht gerne teilen. Aber das hängt mit anderen Ursachen zusammen. Nicht Intoleranz, weil der Mitmensch einen anderen Glauben hat, ist in solchen Situationen der Grund. Intoleranz, wie sie von Erwachsenen leider oft in dieser Sache vorgelebt wird, wenn vielleicht auch nicht mit Worten. Wir erinnern uns. Die Taten sind schlussendlich entscheidend.

Es gibt noch viele Verhaltensweisen, die man von Kindern für die Ausgestaltung des eigenen Glaubens lernen kann. Das selbstlose Teilen aber ist eines der schönsten und wichtigsten Dinge davon. Teilen, weil es das eigene und auch das andere Herz gleichermaßen leicht und glücklich macht. Weil man wieder spürt, dass man nicht ärmer, sondern reicher wird. An Liebe, an Hoffnung und an Vertrauen. Gerade in diesen Zeiten der hohen Flüchtlingszahlen ist das Teilen wieder in das Zentrum des Blickfeldes vieler Menschen gerückt. Wenn wir es zulassen uns zu verändern, indem wir in dieser Hinsicht bewusster von Kindern für den eigenen Glauben lernen, dann richten wir unseren Blick auf Mitmenschen anders aus. Ein Blick, der uns wieder großzügiger und unkritischer mit Fehlern anderer Menschen werden lässt. Ein Blick, der uns sagt, dass dies auch jederzeit unsere eigenen Fehler sein könnten.

Und nicht zuletzt ein Blick, der erneut deutlich macht, dass Teilen mit allen Menschen alltäglicher sein sollte. Auch wenn Kinder nicht das theologische Wissen von Erwachsenen besitzen, so sind sie manchmal doch genau darin ihre größten Lehrer. Ohne es zu wissen oder einzufordern. Wichtig ist nur, dass wir es erkennen können. ■

Foto: karenns4, „In a child's eyes...“
Flickr.com (Creative Commons License)

Was soll der Zirkus?



Mein Glaube gestern und heute

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

„**W**ARUM MUSS MAN DENN ERST SOVIEL lernen und sich plagen, wenn man hinterher sowieso wieder stirbt und alles umsonst ist?“ Diese Frage, die mich als nur wenig Ältere von da an stark beschäftigte, stellte meine gerade eingeschulte Schwester. Denn darüber hatte ich, wengleich fleißig in der Schule (auch wenn es nicht viel gebracht hat...), noch nicht nachgedacht. Auch hatte ich nie einen Erwachsenen darüber grübeln hören. Es war selbstverständlich im Leben, sich nach Kräften abzurackern oder zu pauken. Aber es war die tief philosophische Frage eines Kindes, und meine kluge kleine Schwester, die sich auch nicht leicht tat, hatte sie in meine Glaubenswelt geworfen. Sie stürzte mich in tiefe Zweifel über den Sinn des Lebens.

Bis dahin hatte ich immer gedacht, wer tüchtig ist, kann seine Pläne im Leben verwirklichen. Motto: Wer artig ist, wird belohnt. Viel später stellte ich dann fest, dass dem mitnichten so ist, und die Frage meiner Schwester begleitete mich wieder. Ich hatte nie bewusst gewagt, sie zu stellen, aber ich suchte nach einer Antwort, die ich erst in den Vierzigern mit der Beschäftigung mit dem Glauben an Reinkarnation und Karma fand. Es gilt, denke ich heute, sich seelisch weiter zu entwickeln hin zur Liebe zu allem, was ist, von einem Kreislauf in den nächsten. Wir lernen immer neu das Rüstzeug, was wir für die jeweilige Inkarnation brauchen. Das mag nicht erschöpfend sein, aber vielleicht habe ich es ja bis an mein Lebensende verstanden – und sterbe dann.

Angst vor Gott

Bis dahin hatte mein Kinderglaube an Gott und die Welt einige merkwürdige Wege zurückgelegt. Ich erinnere mich an Angst. Ich fühlte mich in Kindheit und Jugend von Gott ständig beobachtet, was in eine psychische Qual ausartete. Ich sprach zu niemandem davon. Schuld an diesem Gottesbild – ein Gott, der alles sieht bis in den verborgensten Winkel – war wahrscheinlich meine schulisch-religiöse Erziehung im streng-(römisch-)katholischen Bayern. Wir hatten in der dritten Klasse einen Kaplan als Religionslehrer, der uns zur Kommunion führte. In einer – mehr oder weniger – schönen Stunde wetterte er vom Katheder herab: „Wer am Sonntag nicht die Kirchentür findet, findet am Lebensende auch nicht die Himmelstür!“ Samstags abends stieg ich weinend aus dem Bett und fragte meine Mutter, ob wir denn auch, bitte, Sonntag in die Kirche gehen könnten. Es sei sehr wichtig. Als sie

nachforschte, ärgerte sie sich sehr und nahm mich in Schutz. Doch es gelang der Angst vor Gott, sich viele Jahre in mir festzusetzen. Und durch diese Angst vor Bestrafung ging es auch nicht, mich vom Glauben loszusagen. Ich hing fest, aber nicht bewusst. Es war normal für mich, damit zu leben.

Liebender Vater

Später, Anfang Zwanzig, war ich eine längere Zeit Au-Pair in einer benediktinischen Klostersgemeinschaft in Ost-Westfalen-Lippe, wo ich eine sehr entspannte Einstellung zum Glauben erlebte. Da merkte ich eines Tages an mir selbst, dass ich mein Abendgebet eigentlich nur aus Angst vor Gott verrichtete. Zum ersten Mal in diesem Bewusstsein dachte ich, „dann kannst du es auch gleich lassen; der liebe Gott will bestimmt keine Kriecher.“ Ich arbeitete fortan an meinem Bewusstsein und achtete auf meine Einstellungen. Während dieser Zeit sprach ich einmal zwischen Tür und Angel mit einer stets eher heiter gestimmten Benediktinerin über die gesungenen Psalmen und den Gott des Alten Testaments, der mir nur strafend und zornig erschien. Sie gab zu, auch lange Schwierigkeiten damit gehabt zu haben, eine Verbindung mit dem liebenden Gott des Neuen Testaments herzustellen, und erklärte mir, dass für sie Jesus Christus das alte Gottesbild aufgehoben habe, um den Menschen einen liebenden Vatergott zu vermitteln, weil man den missverstanden hätte. Wieder war ich einen Schritt weiter.

Zorniger Jesus

Seitdem habe ich mich auch selbst mit dem erschreckend wütenden Jesus im Tempel ausgesöhnt, der den Geldwechslern die Tische umfegte. Damals gab mir jemand den Rat: Fühle dich einmal ein in Jesus in dieser Situation. Was er alles versucht hat zu lehren und dort an Ignoranz erlebte... Ich schloss die Augen und fühlte, er war einfach verzweifelt und zornig gewesen, so, wie man den heiligen Zorn versteht.

Seitdem habe ich kontinuierlich meine Angst vor dem zornigen Mann Jesus verloren oder, besser gesagt, abschmelzen können. Ich erlebe ihn als den mitfühlenden Christus-Bruder mit dem Lamm auf dem Schoß, wie er in der Benediktinerinnenabtei Varense auf dem Mosaik abgebildet ist, und frage ihn heute in vielen Situationen vor meinem geistigen Auge und Ohr um Rat. Oft zeigt er mir bildlich, was ich tun soll oder wie eine Situation zu verstehen ist. Ich arbeite nun oft mit ihm und Gott zusammen. Wenn das keine beachtliche Wandlung meines Glaubens ist. ■



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Bild: „Die Schöpfung des Adam“, Michelangelo, Sixtinische Kapelle (Public Domain)



Hanna

VON CLAUDIA RENKEWITZ

ALS HANNA NOCH EIN kleines Mädchen war, zog sie sich für den Kirchengang am Sonntag immer besonders hübsch an. Ich will schön sein für Gott, sagte sie und strahlte. Hanna ging gerne zum Gottesdienst. Sie liebte den reichen Klang der Orgel, und sie liebte den schönen Gesang der Gemeinde. Sie liebte es, sich an ihre Mutter zu schmiegen, den langen Reden des Herrn in dem feierlichen Gewand zu lauschen und den Singsang seiner Worte in sich aufzunehmen. Sie verstand, dass seine Worte wichtig waren, und sie wusste, wenn sie größer wäre, würde sie alles verstehen.

Hanna liebte den warmen Kerzenschein der Weihnachtszeit, und sie liebte die Geborgenheit, die für sie daraus erwuchs, dass Gott nicht nur eine große, geheimnisvolle Gegenwart war, sondern auch ein Kind, und ihr, Hanna, dadurch ähnlich. So war sie denn ein wenig wie Gottes Sohn, und Gottes Sohn ein wenig wie sie.

Sie liebte das Osterfest und auch die Düsternis des Karfreitags (denn natürlich gab es auch in ihrem Kinderleben Kummer,

Traurigkeit und Not), aus der in der Osternacht Licht wurde, zaghaft noch im Osterfeuer, erstrahlend und überwältigend dann in der Feier der Auferstehung. Deshalb wusste Hanna, dass Dunkelheit und Traurigkeit nicht ewig währen, sondern sich lösen in der Botschaft der Auferstehung, und sie liebte die Freude und Zuversicht, die die Erwachsenen in dieser so besonderen Nacht, an diesem so besonderen Tag an sie weitergaben. Hanna wusste und fühlte: Auch das war Gott, diese hochgestimmte, festliche Freude, dieser Jubel darüber, dass es einen gab, der die Finsternis überwand, und mit ihm und durch ihn war es auch ihr möglich: „Das Grab ist leer, der Held erwacht! Der Heiland ist erstanden!“ Das war ihr Lieblingslied zur Osterzeit, und ihr Herz wurde leicht, wenn sie es sang.

Für Hanna war die Erstkommunion eine freudvolle, ergreifende und tief bewegende Erfahrung. Sie spürte, dass sie nun, da sie wie die Erwachsenen das Brot des Lebens entgegennehmen durfte, bereits einen kleinen Teil ihrer Kindheit hinter sich gelassen hatte und einen kleinen Schritt in Richtung des Erwachsenenlebens gegangen war. Sie erkannte, dass sie nun auf andere Weise als zuvor Teil eines Großen Ganzen war, denn wir alle haben Teil an dem einen Brot, der Geborgenheit in Gott und der

geschwisterlichen Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Menschen.

Als Hanna älter wurde, entdeckte sie das Glück des Gesangs. Sie entdeckte, dass das Singen ihr die Erfahrung unmittelbarer Freude und innerer Freiheit schenkte, und dies besonders dann, wenn ihr Gesang ein Lobgesang war auf IHN, den Schöpfer aller Dinge. Hanna entdeckte, dass alles, was sie nicht in Worte zu fassen wusste, in ihrem Gesang seinen unverstellten Ausdruck fand: der Jubel, die Hoffnung und die Zuversicht, die Angst, die Traurigkeit und die Verzweiflung. Man hörte ihr zu und man ließ sich berühren von dieser warmen, kraftvollen Stimme, in deren intuitiver Hellsichtigkeit sich die eigenen Träume und Schmerzen enthielten.

Ja, Hanna berührt, und wenn ich an sie denke, dann sehe ich ihr offenes, liebes Gesicht vor mir; dann denke ich an ihr fröhliches Lachen und an ihre freundliche, selbstverständliche Hilfsbereitschaft.

Wenn ich an Hanna denke, dann denke ich an ein Mädchen an der Schwelle zur Jugend, an einen jungen Menschen, der in seiner Zuversicht, seiner Gelassenheit und seinem Gottvertrauen ein Lächeln auf das Gesicht der Menschen zu zaubern vermag, und ich möchte ihr sagen: Bewahre all dies, was auch kommen mag. ■



Claudia Renkewitz ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

Umkehr

VON JUTTA RESPONDEK

ICH WOLLTE JA NUR DIESEN RABBI SEHEN. WENIGSTENS *einmal*. So viel hatte ich von dem schon gehört – an allen Ecken und Enden redeten die Leute über ihn und erzählten sich die tollsten Geschichten. Ob er wirklich so was Besonderes war? Jedenfalls war ich voller Neugier und ließ mich von der gespannten Erwartung anstecken. Als er in unsere Stadt kam, drängte sich alles auf den Straßen, um ihn zu begrüßen. Ich hatte keine Chance. Es gab kein Durchkommen. Ich war ja klein und auch nicht gerade beliebt – ich, der verachtete Zöllner, der verhasste Überläufer, der den Leuten das Geld aus der Tasche zog. Kein Wunder, dass die Leute mich nicht durchließen und mich zurückdrängten.

Meine Chance war der Feigenbaum. Von da oben hatte ich den perfekten Überblick und war außerdem gut getarnt. Das war mir ganz recht, es brauchte mich

ja niemand da oben im Geäst sitzen zu sehen. Es hat mich auch keiner beachtet oder bemerkt. Keiner außer dem Rabbi. Der blieb ausgerechnet unter meinem Baum stehen und forderte mich auf, herabzusteigen. Ich wäre am liebsten im Boden versunken. Aber dann blickten wir uns an und dann – ich fass es nicht! – lud dieser Rabbi Jeshua sich einfach selber bei mir ein: *Zachäus, steig eilends vom Baum herab – ich will heute bei dir zu Gast sein!* So sprach er zu mir.

Wie hatte er mich überhaupt gesehen? Und woher kannte er meinen Namen? Und – wusste er nichts von meinem Job, wie ich mein Geld verdiente, dass jeder mich mied und mir aus dem Weg ging? Wieso wollte er ausgerechnet zu mir?! War das ein Versehen? Meinte er wirklich *mich*? Wann hatte ich zuletzt mal Gäste gehabt?! Die umstehenden Leute waren irritiert und empört, weil der ersehnte Rabbi bei mir, *dem Sünder*, einkehren wollte.

Und ich? Ich war ganz aufgeregt und außer mir und rannte los, um alles herrichten zu lassen. Ich fühlte mich zwar einerseits geehrt, aber andererseits auch zutiefst verunsichert und mir war nicht wohl in meiner Haut, weil ich die ganze Zeit über dachte: Der muss sich geirrt haben, der

kennst mich nicht, sonst würde er nicht zu mir kommen. Es gab zig ehrbare Leute, die es verdient hätten, dass er bei ihnen einkehrt, aber ich?! Ich war wirklich unwürdig – bei meinem Lebenswandel. Wieso holt er mich vom Baum und will mein Gast sein...?

Nein, *ich* hatte das nicht verdient. Ich schämte mich und fühlte mich ganz mies, als wir zusammen bei Tisch saßen. Der Rabbi schien aber nichts zu merken und sich ganz wohl zu fühlen in meiner Nähe. Als ob es selbstverständlich sei, dass er bei mir weilte. Irgendwann hielt ich die innere Spannung nicht mehr aus. Ich musste mit ihm reden. Ich fasste mir ein Herz und hab ihm alles gesagt. Ohne dass er gefragt oder was gesagt hätte. Hab von meinen Betrügereien und krummen Geschäften erzählt, und dass die Leute mich deswegen hassten und mieden. Zu Recht. Dass ich deshalb normalerweise nie Besuch hätte, und auch keine Freunde mehr. Und auch, dass es mir Leid tate, und dass ich alles wieder gutmachen und zurückgeben wollte, was ich zu Unrecht erworben hatte. Dass ich ein neues Leben beginnen wollte.

Der Rabbi hat mich nicht getadelt oder mir irgendeinen Vorwurf gemacht. Gar nicht. Er hat mir einfach

zugehört. Ich hatte das Gefühl: Hier ist einer, der nimmt dich ernst, ja, der nimmt dich an, so wie du bist. Wann hab ich das mal erlebt? Ich glaube im Nachhinein sogar, er hat es gewusst – er hat alles von mir gewusst – woher auch immer. Es war kein Irrtum und kein Zufall – dieser merkwürdige Rabbi ist ganz bewusst und gewollt ausgerechnet zu mir gekommen. Wer weiß. Er machte hinterher so eine Andeutung, die ich nicht ganz verstanden habe, und sprach vom Heil, das diesem Haus widerfahren sei.

Jedenfalls: Ich war so froh und erleichtert wie schon lange nicht mehr, nachdem ich mich ausgesprochen hatte. Jetzt konnte ich mich richtig über meinen Besuch freuen und mich geehrt fühlen durch die Anwesenheit dieses hohen Gastes. Es stand nichts Unwahrhaftiges, Falsches mehr zwischen uns. Wir haben noch einen Becher Wein zusammen getrunken, dann ist er gegangen, der Rabbi. Gleich am nächsten Tag habe ich angefangen meine Vorsätze in die Tat umzusetzen. Mich zu entschuldigen. Zurückzugeben, was ich zu viel kassiert hatte. Ich fühlte mich wie ein neuer Mensch. Die Leute haben sich gewundert.

Nach Lukas 19,1-10. Aus J. R. „Wir sind Zeugen“. ■

Ich ging hinaus und weinte

VON GERHARD RUISCH

NACH DER MARKUSPASSION SAGT JESUS DEN Jüngern am Ölberg: „Ihr werdet alle an mir irre werden“, worauf Petrus erklärt: „Und wenn alle an dir irre werden, ich nicht!“ Und später? „Petrus aber leugnete: Frau, ich kenne ihn nicht.“ „In diesem Augenblick, noch während er redete, krächte ein Hahn. Da wandte sich der Herr um und blickte Petrus an. Und er ging hinaus und begann bitter zu weinen.“ (Markus 14,27.29.57.60.61).

Petrus hat sich ganz schön selbst hinein geritten. Niemand hat von ihm verlangt, dass er solche Beteuerungen ablegt, Jesus nicht und auch nicht die anderen Jünger. Aber in dem Moment schien es ihm einfach selbstverständlich. Er liebte Jesus ja wirklich. Er war gewohnt, ein treuer

Freund zu sein. Er war kein Verräter-Typ. Warum hätte er nicht beteuern sollen, dass er Jesus nicht verleugnen würde? Er konnte sich gar nicht vorstellen, dass er jemals in so eine Situation kommen würde. Hätte er doch nur geschwiegen.

Gesagt hat er das aus den besten Motiven: Weil er Jesus in der schwierigen Lage unterstützen wollte. Nur: Jesus kannte ihn besser als er sich selbst. Und so wurde er nicht zur Unterstützung, sondern zur zusätzlichen Enttäuschung.

Es geht ja nicht nur Petrus so. Jesus kennt ja auch uns besser als wir uns selbst. Vermutlich spielt sich dasselbe jeden Tag ab. Wir wollen gute Menschen und gute



Christen sein. Wir glauben es, wir wollen es wirklich. Wir wollen Jesus nicht verleugnen und nicht verraten. So machen wir uns gute Vorsätze, immer wieder. Und sind wie Petrus im Moment überzeugt, dass wir ihnen selbstverständlich folgen werden.

Ach hätten wir doch nur geschwiegen! So gibt es eine zusätzliche Enttäuschung für Jesus, wie bei Petrus. Und wir stehen da mit schlechtem Gewissen und schlechtem Gefühl, weil wir versagt haben. Nein, diese Erwartungen werden wir nie erfüllen können. Wir werden immer wieder scheitern, trotz aller guten Vorsätze. Eine bleibende Enttäuschung für Jesus. Eine bleibende Enttäuschung für Gott.

Ist das so?

Wir dürfen nicht vergessen: Gott kennt uns besser als wir uns selbst. Und damit ist uns vielleicht gar nicht wohl. Wir möchten gerne unsere Privatsphäre behalten, in die niemand hinein sehen kann. Deswegen mögen wir ja auch nicht, wenn Computer ausgeforscht und Telefone abgehört werden. Nicht dass wir viel zu verbergen hätten, aber es geht einfach keinen was an.

Und dieses Bild in der kirchlichen Kunst vom Auge, das alles sieht. Es ist schon ein bisschen unheimlich, nicht

zuletzt wegen der kirchlichen Verkündigung: Gott sieht alles. *Big Brother is watching you.* Pass nur auf, dass du nichts Falsches machst. Gott sieht es.

Gott sieht alles, ja. Nur: Es ist anders.

Es ist wie in der Geschichte von Anthony de Mello: *Ich habe ein ziemlich gutes Verhältnis zum Herrn. Ich pflegte ihn um Dinge zu bitten und mich mit ihm zu unterhalten, ihn zu loben und ihm zu danken. Ich hatte stets das unangenehme Gefühl, er wolle mich veranlassen ihm in die Augen zu sehen. Und das wollte ich nicht. Ich redete zwar, blickte aber weg, wenn ich spürte, dass er mich ansah. Immer sah ich weg. Ich wusste warum, denn ich hatte Angst, Angst dort einen Vorwurf zu finden wegen einer noch nicht bereuten Sünde oder ich dachte, ich würde auf eine Forderung stoßen. Irgend etwas wollte er wohl von mir, so ist es ja, hab ich gedacht.*

Eines Tages fasste ich Mut und blickte ihn an. Die Augen sagten mir: Ich liebe dich. Ich blickte lange in diese Augen. Forschend blickte ich in sie hinein. Die einzige Botschaft lautete: Ich liebe dich. Und ich ging hinaus und weinte, wie Petrus.

(Anthony de Mello: Warum der Vogel singt. Freiburg 1984, S. 86.)

Firmen und konfirmieren



Das Papier zur gegenseitigen Anerkennung von Firmung und Konfirmation, das der Synode im Herbst vorgelegt wird

VON MATTHIAS RING

SIE SEI VON BISCHOF BRINKHUES konfirmiert worden, sagte die Großmutter eines Firmlings. Ich war irritiert und meinte: „Sie meinen gefirmt.“ Antwort: „Ja natürlich, konfirmiert von Bischof Brinkhues.“ – Ich beließ es dabei und fühlte mich in dem Moment nicht berufen, den Unterschied zwischen Firmung und Konfirmation zu erklären.

Dass es zu dieser Begriffsvermischung kommen konnte, verwundert nicht, denn rein sprachlich ist der Unterschied zwischen „firmen“ und „konfirmieren“ eher gering; beides bedeutet zunächst „stärken“. Und doch sind die Begriffe konfessionell „gebunden“. Schon als Kind wurde mir beigebracht, bei den Evangelischen gibt es die Konfirmation, bei den Katholischen die Erstkommunion und die Firmung, also zwei Feste statt einem.

Doch wenn die Begriffe so nahe beieinander liegen, wie ist es dann mit der Sache selbst? Das war die Frage, die sich die Dialogkommission der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und unseres Bistums in den neunziger Jahren in einem größeren Zusammenhang stellte. Damals arbeitete die Kommission an einem umfangreichen Papier, dessen Ziel es war, in möglichst vielen wesentlichen Punkten des Glaubens Konsens zu definieren. Firmung und Konfirmation waren dabei eher ein Nebenthema. Die Hoffnung war groß, der Konsens sei so weitreichend, dass am Ende eine Erklärung zur Herstellung der kirchlichen Gemeinschaft formuliert werden könnte, ähnlich dem Bonner Abkommen mit der Anglikanischen Kirche.

Doch Ende der neunziger Jahre zeigte sich, dass diese Annahme zu optimistisch gewesen war, vor allem im Hinblick auf die Amtsfrage. So verschwand das Papier in der Schublade, und für den evangelisch/alt-katholischen Dialog begann eine Phase der Neuorientierung. Nach dem Neustart des Dialogs legte die Kommission 2010 ein Papier mit dem Titel „Überlegungen zur Realisierung weiterer Schritte auf dem Weg zur sichtbaren Kirchengemeinschaft“ vor. Also Schritte, auch kleine Schritte gehen – das stand nun auf der Tagesordnung. Die „Hände-Reichung“, die 2012 herausgegeben wurde, verstand sich in diesem Sinne als Bilanz des bisher Erreichten und als Ermutigung, gemeinsam zu tun, was gemeinsam bereits möglich ist.

Trotz Unterschieden große Übereinstimmung

Kurz nach Herausgabe der „Hände-Reichung“ regte ich an, das oben genannte Papier aus der Schublade zu holen und zu prüfen, ob einzelne Themen, die darin behandelt werden, einer Klärung zugeführt werden könnten. So kam es zur erneuten Beschäftigung mit Firmung und Konfirmation. Wie in den neunziger Jahren war der Ansatz vor allem phänomenologisch, das heißt,

Dr. Matthias Ring ist Bischof des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland

es wurde zunächst nach den Vollzügen gefragt, also nach den liturgischen Texten und den entsprechenden Handlungen: Was macht ihr, wenn ihr eine Person firmt oder konfirmiert? Dann erst wurde nach der theologischen Deutung gefragt.

Sowohl bei der Firmung als auch bei der Konfirmation geht es um die Bestätigung der Taufe durch das persönliche Bekenntnis der Getauften. Im Mittelpunkt stehen beide Male die Handauflegung und das Gebet im Sinne des Zuspruchs des schon in der Taufe geschenkten Heiligen Geistes. Die Kommission kam zum Ergebnis, dass trotz bestehender Unterschiede die Übereinstimmungen so groß seien, dass sie die „Vereinbarung zur gegenseitigen Zulassung zum Patenamnt und zur gegenseitigen Anerkennung von Firmung/Konfirmation“ vom 25. November 2014 den beiden Kirchen vorlegte.

In diesem Jahr wird unsere Synode über das Papier entscheiden. Hierzu werde ich noch eine ausführliche Erläuterung erarbeiten. Die Synode der VELKD hat die Vereinbarung im Herbst 2015 angenommen.

Die Diskussion des Papiers

An dieser Stelle möchte ich auf drei Punkte eingehen, die mir bislang in der Diskussion auffielen:

Ein Kritikpunkt zielt auf den Grundsatz, mit dem die Vereinbarung schließt: „Wer von einer Gliedkirche der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands zum Katholischen Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland oder vom Katholischen Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland zu einer Gliedkirche der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen



Kirche Deutschlands wechselt und gefirmt/konfirmiert ist, wird nicht erneut konfirmiert/gefirmt.“

Einige schrieben mir, ob man das nicht als Soll-Vorschrift hätte formulieren können, um mehr Handlungsspielraum zu haben. Denn hin und wieder treten ehemals evangelische Christinnen oder Christen bei, die die Firmung wünschen. Nach meinem persönlichen Eindruck wird in nicht wenigen Fällen die Firmung als Ersatz für einen fehlenden Beitrittsritus gewählt. Man möchte den kirchlichen Neubeginn irgendwie liturgisch begehen, doch unsere Kirche kennt dafür keine Feier. Das ist sicherlich ein Mangel, der behoben werden sollte. Ich habe deshalb die Liturgische Kommission gebeten, einen solchen Ritus zu erarbeiten, der dann jenen, die das wollen, als Angebot gemacht werden kann. Ich glaube, dass sich

damit in etlichen Fällen die Frage nach der Firmung nicht mehr stellt.

Wenn aber nun doch jemand gefirmt werden will, der bereits konfirmiert wurde? Grundsätzlich vertrete ich die Meinung, dass es um des Menschen willen in der Pastoral immer Ausnahmen von Regeln geben muss. Allerdings ist das ein durchaus heikles Unterfangen, denn Regeln müssen als Regeln erkennbar bleiben, damit nicht Regellosigkeit das Miteinander in Beliebigkeit auflöst. Indem die Vereinbarung keine Ausnahme von der Regel formuliert, legt sie die Hürden sehr hoch, denn wer eine Ausnahme macht, bricht die Regel. Die Gründe dafür müssen viel gewichtiger sein und sorgfältiger geprüft werden, als wenn es um eine in der Regel vorgesehene Ausnahme geht, was bei einer Soll-Vorschrift der Fall ist. Außerdem möge man bedenken, dass eine Soll-Vorschrift den vorher festgestellten Konsens relativieren würde.

Ein Einwand, der auch in *Christen heute* zu lesen war, wirft der Vereinbarung vor, sie relativiere das Bischofsamt; schließlich sei der Bischof der ordentliche Spender des Firmsakraments, während Pfarrerrinnen und Pfarrer konfirmieren. Über diesen Einwand habe ich mich gewundert, denn erstens ist die Firmung zwar bischöflich reserviert, aber der Bischof kann jederzeit die Firmvollmacht an Priesterinnen und Priester delegieren, was ich zum



Foto oben: Feier der Firmung in der Episcopal Church USA. Von Rev. Scott Gunn, www.sevenboledays.org. Foto unten: Feier der Firmung in der römisch-katholischen Gemeinde Most Holy Rosary, Syracuse, New York (USA)



Foto: Takever, „Vote to care about Refugees – Refugee Action protest 27 July 2013 Melbourne“, Flickr.com (Creative Commons License)

Beispiel zweimal wegen plötzlicher Erkrankung getan habe. Bei Erwachsenentaufen delegiere ich auf Anfrage grundsätzlich. Zweitens firmen in den orthodoxen Kirchen stets die Pfarrer, und zwar bei der Taufe. Unsere christkatholische Schwesterkirche hat seit ein paar Jahren eine ähnliche Praxis.

Gewichtiger ist der Einwand, dass auf evangelischer Seite die Firmung nicht als Sakrament betrachtet wird. Damit einher geht die Kritik an der phänomenologischen Herangehensweise, denn wenn zwei dasselbe machen, sei das noch lange nicht dasselbe, vor allem, wenn beide das Geschehen unterschiedlich deuten. Zunächst möchte ich darauf verweisen, dass die Herangehensweise für ökumenische Dialoge nicht so ungewöhnlich ist. Außerdem bringt es meines Erachtens wenig, den eigenen Sakramentsbegriff auf andere Kirchen zu übertragen. Auch wenn diese

eine Handlung nicht als Sakrament bezeichnen, muss man doch fragen, was sie tun und wie sie es theologisch deuten. Liegt man wirklich so weit auseinander? Umgekehrt ist es nämlich auch möglich, dass zwei Dialogpartner den Sakramentsbegriff gebrauchen, aber Unterschiedliches darunter verstehen.

Wenn der eigene Sakramentsbegriff verabsolutiert wird, gibt es – so vermute ich – bei den Sakramenten an sich erhebliche Probleme, weil die katholische Dogmatik die Sakramentalität anders begründet als die reformatorische Theologie. (Auf diesen Punkt werde ich in dem Papier für die Synode genauer eingehen.) Was machen wir zum Beispiel mit einem evangelischen Ehepaar, das evangelisch getraut und später alt-katholisch wurde? Laut evangelischer Lehre ist die Ehe kein Sakrament. Wir kämen aber trotzdem nicht auf die Idee, die

kirchliche Trauung nun alt-katholisch zu wiederholen.

Letztlich kommen wir nur mit einem differenzierten Sakramentsbegriff weiter, der die eigenen theologischen Vorstellungen nicht verabsolutiert. Dies könnte letztlich auch ein Ansatzpunkt sein, um die Amtsfrage neu aufzurollen.

Der Vollständigkeit halber sei noch angefügt, dass ich der Internationalen Alt-Katholischen Bischofskonferenz 2015 die Vereinbarung vorgelegt habe. Die IBK machte keine Bedenken geltend, da sie die Firmung von der Taufe her verstanden wissen will.

Persönlich sehe ich in der vorliegenden Vereinbarung einen wichtigen und gar nicht so kleinen Schritt hin auf mehr Gemeinschaft mit unseren evangelischen Geschwistern. Ich freue mich, diese Vereinbarung unserer Synode vorlegen zu können. ■

Willkommens- und Forderungskultur

Flüchtlingspolitik aus christlicher Sicht

Johannes Reintjes trägt noch einen Artikel zum Januar-Thema „Flucht“ nach
VON JOHANNES REINTJES

„Im Gegenteil, gerade die schwächer scheinenden Glieder des Leibes sind unentbehrlich. Denen, die wir für weniger edel ansehen, erweisen wir umso mehr Ehre und unseren weniger anständigen Gliedern begegnen wir mit mehr Anstand...“ (1. Korintherbrief 12,22).

Dr. Johannes Reintjes ist Mitglied der Gemeinde München

DIE JANUARAUSGABE VON *CHRISTEN HEUTE* HAT ausführlich die Willkommenskultur gegenüber den vielfältigen Flüchtlingsgruppierungen beleuchtet: Ein notwendiges Schwerpunktthema, weil in Deutschland immer radikalere Gruppen von Bürgerwehren bis PEGIDA Hass schüren, Asylbewerberunterkünfte niederbrennen und Flüchtlinge tätlich angreifen. Diese unchristlichen Strömungen sind entsetzlich und zu bekämpfen.

Allerdings dürfen wir uns auch bewusst sein, dass nicht nur „heilige Familien“ heute als Flüchtlinge zu uns ziehen. Ohne Integrationsförderung und -forderung wird ein beträchtlicher Anteil davon nicht bereit sein, unsere Werte zu akzeptieren, solange sie bei uns leben. So warnt



der chaldäische Patriarch, Louis Raphael I. Sako, die Europäer davor, „den muslimischen Flüchtlingen aus dem Nahen Osten naiv zu begegnen. Diese Menschen würden ihre Traditionen und ihre islamisch geprägte Mentalität mitbringen, die vielfach nicht mit westlichem Denken vereinbar sei. Es bestehe die Gefahr von Parallelgesellschaften“ (CIG 51/2015).

Neben der Willkommenskultur muss eine Forderungskultur etabliert werden, um zwei Problemen zu begegnen:

➔ Laut Ifo-Institut sind zwei Drittel der Flüchtlinge, selbst bei den gegenüber anderen Einwanderungsgruppen noch besser ausgebildeten Syrern, für eine Beteiligung an einer modernen Gesellschaft nicht ausreichend ausgebildet (Pressemitteilung von Ludger

Wößmann, ifo Zentrum für Bildungsökonomik vom 4.12.2015). Folge ist, dass diese, falls sie in Deutschland nicht ausreichend nachqualifiziert werden, lebenslang ohne feste Arbeit im Abseits unserer Gesellschaft verbleiben werden – mit allen Problemen für sie selbst, für Sozialkosten und Kriminalität.

- Kriegsflüchtlinge kommen aus Staaten, in denen Aggression und Intoleranz zum täglichen Leben gehören. Es wird immer wieder berichtet, dass in den muslimischen Herkunftsstaaten Christen, die sich zusammen mit toleranten Muslimen für ein gelingendes Miteinander einsetzen, von Militär und aufgehetztem Volk ermordet werden.

Wer in unseren Flüchtlingsunterkünften arbeitet, kennt das Mobbing mancher Muslime gegenüber christlichen Flüchtlingen, obwohl sie selbst in ein christliches Land geflüchtet sind. Ihnen muss klar gemacht werden, dass in Deutschland und ganz Europa eine Scharia mit Intoleranz gegenüber Andersgläubigen und mit eingeschränkten Frauenrechten nicht gilt, sondern die UN-Menschenrechte. *„Wenn ihr mit eurer Zunge kein deutliches Wort hervorbringt, wie soll man da verstehen, wovon die Rede ist? Ihr werdet in den Wind reden“ (1. Korinther 14,9).*

Motivation für Integration erhalten

Dass der Staat das Recht mit aller Entschiedenheit durchsetzen muss, ist unbestritten. Langfristig und damit nachhaltig ist es notwendig, die Motivation für Integration zu erhalten. Dazu muss die Politik, und wo möglich jede und jeder von uns, eine Reihe von Voraussetzungen schaffen:

- Alle in der Migrationsarbeit Wirkenden müssen unterstützt und mit Wertschätzung behandelt werden, um die große Hilfsbereitschaft zu erhalten. Dazu gehört aber auch, die bürokratiebedingten Wartezeiten auf die Asylentscheidung drastisch zu verkürzen. Dies wird nur durch massives Aufstocken der Entscheidungsträger in den Außenstellen des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge gelingen, besonders auch der Sonderbeauftragten für unbegleitete Minderjährige, für Folteropfer und Traumatisierte.

- Alle Einwanderer müssen mit unserer Sprache und unseren Verhaltensweisen vertraut gemacht werden. Dazu kann auch das diakonische Engagement unserer alt- und christkatholischen Kirchen beitragen: Am Internationalen Alt-Katholischen Laienforum im August 2015 in der Schweiz zeigte das christkatholische Projekt aus dem Aargau „Netzwerk Asyl“ auf, wie Gemeindemitglieder die Räume ihrer Gemeinden für Deutschunterricht, gegenseitige Kulturprogramme („mein Geschenk an die Schweiz“), Kinder- und Schulbetreuungen, Nähkurse, Internetangebote etc. nutzen. Dabei wird auf Selbsthilfe, Mitwirkung der Migranten und auf Möglichkeiten „sich und seine Fähigkeiten zeigen zu können“ besonders Wert gelegt.
- Viele Unternehmen suchen händeringend nach Fachkräften. Die Integration der Flüchtlinge in das aktive Arbeitsleben zu ermöglichen, dient ihrem Selbstwertgefühl und dem Nutzen aller. Investitionen in Milliardenhöhe, um Qualifikationen, die zumindest ein Teil der Zuwanderer mitbringt, rascher nutzbar zu machen, sind rentable Investitionen des „gemeinsamen Leibes“.
- Maßnahmen zur Auflösung von sozialen Brennpunkten („Gettos“) helfen, dass *„das Auge nicht zur Hand sagt: Ich bin nicht auf dich angewiesen und der Kopf nicht zu den Füßen sagt: Ich brauche euch nicht“ (1. Korinther 12, 21)*. Hierzu gehört auch, die Migranten möglichst dezentral unterzubringen, anstatt sie in große Flüchtlingsheime zu stecken.
- Internationale Aspekte wie die Rüstungskontrolle wären einen eigenen Beitrag wert. Die Initiatoren der in der Schweiz vernetzten Pfarrgemeinden im „Netzwerk Asyl“ sehen gerade auch die Unterstützung der Organisationen als wichtig an, die jenen helfen, die unter schwierigsten Umständen in ihren oder in den umliegenden Ländern ausharren und sobald möglich ihr Land wieder aufbauen.

Integration ist erst geschafft, wenn gilt: *„Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit ihm!“ (1. Korinther 12, 26)* ■

Neuschöpfung

Ein Osterlied

VON RAIMUND HEIDRICH

DU BIST DER GOTT,
der die Toten lebendig macht,
und das, was nicht ist, ins Dasein ruft.

Geschaffen von dir am sechsten Schöpfungstag,
Sohn und Tochter des Adam,
geschaffen aus Erde wie dieser;

dahingerafft
und wieder zu Erde geworden wie dieser.

Du bist der Gott, der die Toten lebendig macht,
und das, was nicht ist, ins Dasein ruft.

Und so hast du mich neu geschaffen,
ganz neu am achten Schöpfungstag
als Bruder und Schwester des letzten Adam,
deines Sohnes Jesus, des Christus.

Du bist der Gott, der die Toten lebendig macht.

(vgl. Röm 4,17; 1 Kor 15,45-49)



Raimund
Heidrich ist
Mitglied der
Gemeinde
Dortmund



Platon: der Preis der Freiheit

VON GREGOR BAUER

AUS DER UNMÜNDIGKEIT IN DIE FREIHEIT: DAS ist die Richtung, in die wir gesellschaftlich wollen. Da kann es uns nicht gefallen, dass Platon (428/427–348/347 v. Chr.), der wohl einflussreichste Denker der klassischen Antike, den umgekehrten Weg gegangen ist: von der Freiheit zur Tyrannei.

Der junge Platon war ein Coach des freien Denkens. In seinen sokratischen Dialogen zeigt er, wie man Autoritäten bloßstellt, die sich vor der rationalen Auseinandersetzung drücken. Welche psychische und intellektuelle Anstrengung es kostet, den Kopf frei zu bekommen. Wie ungern wir alle uns hinterfragen lassen. Und wie erbärmlich ein Staat handelt, der einen Menschen – Sokrates – hinrichten lässt, nur weil der das offene Gespräch sucht.

Vom Lehrer zum Feind der Freiheit

Doch ausgerechnet dieser Platon wurde in seinen reifen Jahren zum erbittertsten Feind der Freiheit. In seinem vielleicht bedeutendsten Werk, dem „Staat“, propagiert er einen totalitären Kastenstaat, in dem das Individuum nichts gilt – und schon gar nicht selbstständig denken soll. Woher dieser Sinneswandel?

Vielleicht haben wir bei dem jungen Platon etwas übersehen: Ja, er wollte das Denken befreien. Aber damit verband er andere Erwartungen als wir. Wir halten uns für aufgeklärt, wenn wir den eigenen Verstand gebrauchen, um zu einem selbstbestimmten Leben zu finden. Doch Platons Rationalität dient mystischen Zielen: Er will, dass wir unser Denken von fremden Vorgaben befreien, damit wir zu der einen, objektiven Wahrheit finden, die für alle Menschen gleich gilt.

Platon war überzeugt, dass wir Menschen in einer Scheinwelt leben, von der wir uns abwenden müssen, um zu der eigentlichen Wirklichkeit zu gelangen. In seinem berühmten Höhlengleichnis hat er es veranschaulicht: Was wir für das Leben halten, sind nur wahnhaftige Schatten auf einer spärlich beleuchteten Höhlenwand. Die meisten von uns lernen nie etwas anderes kennen. Doch wer das wahre Leben aufspürt, gelangt im Licht der Erkenntnis zu überwältigend neuen Dimensionen. Den Weg dahin erschließen: Das ist es, was das freie Denken leisten soll.

Von diesem Konzept fühlen sich religiöse Naturen auch heute noch angezogen. Aber es hat seine Schattenseiten: Was Platon vorschwebte, war nicht die Befreiung des Individuums, sondern seine Bekehrung. Das freie Denken war ihm ein Mittel zu diesem Zweck.

Doch Platon musste erfahren: Das freie Denken führt nur die Besten zu der Bekehrung, auf die es ihm ankam. Bescheidenere Geister bleiben auf halber Strecke stehen. Bei ihnen demontiert das freie Denken zwar das Ansehen von Eltern, Religion und Staat. Aber es hat nicht die Kraft, an ihre Stelle etwas Positives zu setzen. Dann entstehen

keine sittlich reifen Charaktere, sondern entfesselte Egoisten.

Was für verheerende Schäden freie Denker dieser Sorte anrichten können – dafür hatte Platon anschauliche Beispiele. Der schlimmste von ihnen, Alkibiades, ein eifriger Sokrates-Verehrer, verführte die Athener zu einem mörderischen militärischen Abenteuer, um sie anschließend an ihre Feinde zu verraten. Mehrere zehntausend Athener verloren bei dieser „sizilischen Expedition“ ihr Leben.

Solche Beispiele vor Augen, kam Platon zu dem Ergebnis, dass es ratsam sei, die meisten Menschen mit manipulativen Methoden autoritätsgläubig zu halten. Das alles zersetzende freie Denken, die „Dialektik“: Sokrates hatte sie noch offen auf dem Markt Athens gepflegt. Bei Platon wird sie zur Geheimlehre, die einer kleinen Elite vorbehalten bleibt.

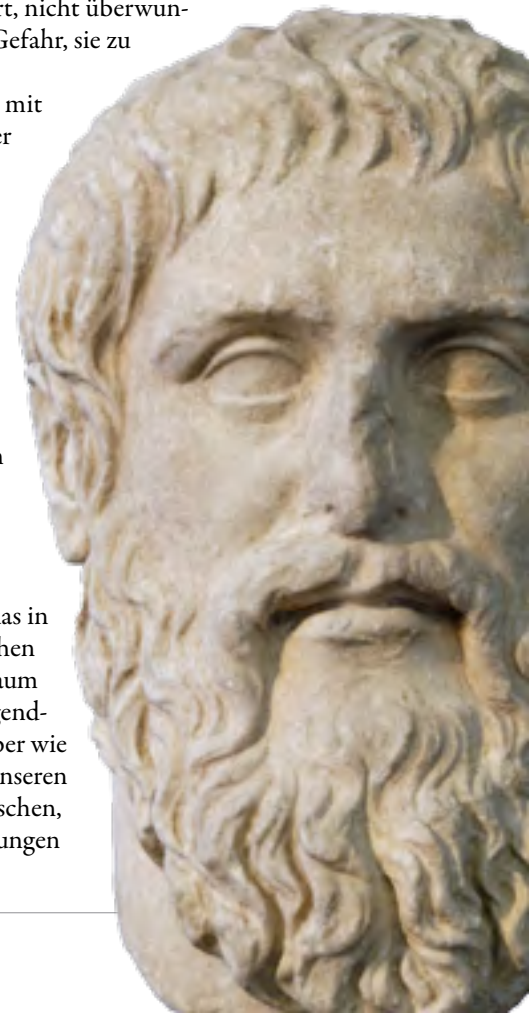
Wo kippt unsere Freiheitsliebe?

So weit, so irritierend. Doch wie steht es mit uns selbst? Ist unsere freiheitliche Gesinnung so unerschütterlich, wie wir glauben? Üben nicht auch wir Zwang aus, beispielsweise Gruppenzwang in polarisierten gesellschaftlichen Debatten? Auf Polizei, Gefängnisse und Militär wollen auch wir nicht verzichten. Wir haben die Gewalt monopolisiert, nicht überwunden, und bleiben in Gefahr, sie zu missbrauchen.

Und wie steht es mit der Freiheit in unserer Kirche? Von einer Inquisitionsbehörde werden wir nicht eingeschränkt. Aber vielleicht von uns selbst?

Wo wir Menschen unsere besten Absichten verfolgen – gerade dort geraten wir in Gefahr, es mit der Freiheit nicht mehr gar zu genau zu nehmen. Welche Absichten könnten das in unserer fortschrittlichen Kirche sein? Wohl kaum die Durchsetzung irgendwelcher Dogmen. Aber wie viel Raum bleibt in unseren Gemeinden für Menschen, die unsere Überzeugungen

Gregor Bauer
ist Mitglied
der Gemeinde
Wiesbaden



nicht teilen in Sachen Flüchtlingspolitik, Feminismus, Ursachen der Armut oder Klimawandel? Grenzen wir die aus, weil wir unter uns bleiben wollen? Wäre nicht auch das eine Form der Fremdenfeindlichkeit?

Und wie viel Freiraum lassen wir unserem eigenen kulturellen Erbe? Darf es weiterwirken, auch wo es gegen unsere Überzeugungen steht? Wir wollen die schuldfixierte Opfertheologie vergangener Jahrhunderte hinter uns lassen und eine Sprache pflegen, die Frauen nicht länger ausgrenzt. Wollen wir also Bachs Choräle ausmustern, weil sie uns zu opfertheologisch sind, oder Schuberts deutsches Sanctus, weil sich darin alles um den „Herrn“ dreht? Ich

finde: Dann wären wir aus bester Absicht engherzig und unfrei geworden. Bei einem solchen kulturellen Kahlschlag würde ich nicht an Emanzipation und Fortschritt denken, sondern an die Pläne des Kulturideologen Platon. Der glaubte, er müsse die herrlichen Gesänge des politisch unkorrekten Homer ersetzen durch harmlose Staatslyrik.

Ich behaupte nicht, dass das unsere Realität ist. Aber wie wir umgehen mit den Geistern in Tradition und Gegenwart, die von unseren Überzeugungen abweichen: Diese Frage geht auch an uns. ■

→ Diese Serie basiert auf dem Buch „Der Weise und sein Schatten“. Infos unter www.gregorbauer.com.

Der dritte Reformator

Veröffentlichung von Martin Bucers Schriften abgeschlossen

VON EWALD KESSLER

MARTIN BUCER (GEB. 1492 in Schlettstadt, gest. 1551 in Cambridge) hörte als Student 1518 in Heidelberg Martin Luther, der hier nach der Thesenveröffentlichung vom Jahr zuvor seine Theologie vor der universitären Öffentlichkeit verteidigte und damit viele junge Studenten begeisterte, während die Professoren skeptisch blieben. Nach dem Studium wurde er 1521 kurpfälzischer Hofprediger, 1522 Pfarrer in Landstuhl und ging dann nach Weißenburg, von wo er 1523 durch den Bischof von Speyer vertrieben wurde und nach Straßburg weiterzog, wo er bis 1549 als Reformator wirkte.

Bucer versuchte immer wieder, zwischen den Religionsparteien zu vermitteln, fand aber damit bei Luther keine Gegenliebe, der ihn verurteilte. 1530 verfasste er die *Confessio Tetrapolitana* im Gegensatz zur *Confessio Augustana*, konnte sich aber 1536 auf die Konkordienformel einlassen. Dazu heißt es in Meyers Konversationslexikon 1897, als die moderne ökumenische Bewegung noch in den Kinderschuhen steckte, dass Bucers

„Gedanke, daß der Wortstreit der Konfessionen keinen fundamentalen Lehrunterschied betreffe, um einige Jahrhunderte zu früh gekommen“ sei (Meyers Konversationslexikon, 5. Aufl., Bd. 3, S. 754).

Als Calvin 1538 vorübergehend aus Genf vertrieben wurde, fand er freundliche Aufnahme bei Bucer in Straßburg. Doch schließlich wurde auch Bucer zum Flüchtling, nachdem er das Augsburger Interim von 1548 abgelehnt hatte. Er wurde 1549 von Erzbischof Cranmer nach Canterbury berufen, wo er die Entstehung des Book of Common Prayer beeinflusste.

Wegen seiner Vermittlungsbemühungen ist Bucer nicht so populär wie Luther einerseits und Calvin andererseits. Aber er wird doch gern als der „Dritte Reformator“ bezeichnet.

Die Edition der deutschen Schriften von Martin Bucer konnte 2015 von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften abgeschlossen werden. 1952 wurden drei Kommissionen gegründet, die Bucers Schriften herausgeben sollten: eine in Heidelberg für die deutschen Schriften, eine in Straßburg für den Briefwechsel und eine französische für die lateinischen Schriften. Die beiden französischen Kommissionen werden nicht mit staatlichen Geldern gefördert und



kommen deshalb nur langsam voran; die Heidelberger Kommission wurde unter die Fittiche der Heidelberger Akademie genommen und konnte so nun ihre Arbeit abschließen. Vielleicht kann ein Teil des Ertrags dieser Edition auch in einer Belebung des Geistes der ökumenischen Verständigung im Sinne Bucers bestehen. ■

Ewald Kessler ist Mitglied der Gemeinde Heidelberg



Verlass mich nicht
auf meinem
Emmaus-Weg
fort, fort vom Lichtglanz des
Ostermorgens

Emmaus- Weg

VON JUTTA RESPONDEK

sieh doch
mein Herz ist stumpf und leer
traurig und enttäuscht
niedergeschlagen
voller Resignation

wo ist die Osterfreude
wo der Jubelgesang
wo die Festtagsstimmung

klang da nicht eine Botschaft an mein Ohr
von Auferweckung zu neuem Leben
vom Licht welches das Dunkel der Herzen vertreibt

mein Herz aber fühlt sich umklammert
von kalter Winterhand
kein Frühlingserwachen
die Liebe schweigt

komm doch
unerkannter Wegbegleiter
sprich mir von der Liebe die den Tod überwindet
lass mein Herz brennen unter deinem Wort
befreie mich aus meinen Schatten
mach mich wieder froh mit deinem Heil

geh nicht fort
bleibe bei mir
weil Dunkel mich umfängt

bleibe hier bei mir
weil es Abend ist
mitten am Tag
am Ostertag

bleibe hier
und brich mir das Brot
sprich mir das Wort
das die Liebe befreit



8. Familienwochenende der Koblenzer Gemeinde

DIE KINDER, JUGENDLICHEN UND ERWACHSENEN der Koblenzer Gemeinde hatten wieder einmal viel Freude bei der Familienfreizeit, die diesmal in der Vulkanjugendherberge in Manderscheid/Eifel stattfand. Für die gemeinsame Freizeitgestaltung gibt es in der wunderbaren Region genügend Möglichkeiten. So waren einige am Samstagnachmittag im Vulkanmuseum, nachdem es bereits am Vormittag entlang der Lieser auf einem Achtsamkeitsweg sehr beschaulich wurde. Am Sonntagvormittag stand die gemeinsame Vorbereitung des Gottesdienstes auf dem Programm. Einige Kinder und Erwachsene spielten die „Hochzeit zu Kana“, so dass das Gottesdienstthema „Unser Leben sei ein Fest“ sehr anschaulich wurde. ■



Firmung in Nürnberg

DASS DER GLAUBE UND DIE DARAUS RESULTIERENDE Bindung an Gott ihnen in ihrem künftigen Leben Halt gibt, das wünschte **Bischof Matthias Ring** den drei Firmlingen (vorne von links) **Nina Schneider** aus Nürnberg sowie **Joel Lemmerer** und **Jonas Krambeck** aus Würzburg. Damit das gelingen könne, so der Bischof weiter, reiche allerdings nicht das einmalige Ja zum Taufbekenntnis am Tag der Firmung, dazu brauche es regelmäßige „Updates“, immer wieder ein kleines Ja zur Beziehung mit Gott. Der Festgottesdienst mit (von links) Pastor **Klaus-Dieter Gerth**, dem Bischof, Pfarrer **Niki Schönherr** und Diakon **Max Seitz** fand in der Landauerkapelle in Nürnberg statt. Anschließend lud die Gemeinde Nürnberg zu einem von den Gemeindemitgliedern vorbereiteten Mittagsbuffet im Gemeindezentrum ein. ■

Saarbrücken

Alt-Katholische Kirche ein Premiumprojekt

DIE ALT-KATHOLISCHE FRIEDENSKIRCHE IN DER Saarbrücker Innenstadt wurde vor kurzem als ein „Premiumprojekt“ im Rahmen der „Nationalen Projekte des Städtebaus“ ausgewiesen. Die von Umwelt- und Bauministerin **Barbara Hendricks** unterzeichnete Urkunde traf Ende Januar bei Pfarrer **Oliver van Meeren** ein. „Jetzt können wir endlich renovieren“, so der sichtlich erfreute und erleichterte van Meeren, denn mit der Ernennung zum Premiumprojekt sind entsprechende Zuweisungen öffentlicher Mittel verbunden. ■

Deggendorf

Jahresprogramm des Geistlichen Zentrums Friedenskirche

IM NEUEN PROGRAMM DES GEISTLICHEN ZENTRUMS an der Friedenskirche stehen u. a. Bibelabende, besondere Gottesdienste, geistliche Angebote zu besonderen Zeiten im Kirchenjahr, ein Pilgerweg, Exerzitien und Oasentage. Das Geistliche Zentrum befindet sich auf dem Gelände der Klinik Angermühle, einer psychosomatischen Klinik. Es wird geleitet von dem alt-katholischen Priester **Thomas Walter**. Das Geistliche Zentrum will Menschen bei ihrer spirituellen Suche helfen. Es soll auch ein Ort sein, an dem die verschiedenen christlichen Konfessionen und die verschiedenen Religionen miteinander ins Gespräch kommen und auch gemeinsam feiern, beten und singen können. Das Programm findet sich im Internet unter der Adresse: www.geistlicheszentrum-friedenskirche.de. ■

Neue Gottesdienststation Lüneburg

AB SAMSTAG, DEM 19. MÄRZ, WIRD ES NUN wieder eine monatliche Gottesdienststation in Lüneburg geben. An jedem dritten Samstag im Monat um 16 Uhr findet der Lüneburger Gottesdienst in einer Kapelle am Gemeindehaus in der Werner-von-Meding-Straße 2 statt, die kostengünstig von der evangelischen Gemeinde St. Michaelis in ökumenischer Gastfreundschaft zur Verfügung gestellt wird. Durch die neue Gottesdienststation soll es Gemeindemitgliedern der alt-katholischen Pfarrgemeinde Hamburg aus dem südlichen Teil des Gemeindegebietes erleichtert werden, am gemeindlichen und gottesdienstlichen Leben teilzunehmen. ■



Augsburg

Gemeinsam Trauer teilen

VON URSULA HAHN-SEIDL

BEREITS ZUM DRITTEN MAL BOT DIE GEMEINDE Augsburg gemeinsam mit der Selbsthilfegruppe verwaister Eltern „Trotzdem Leben“ eine Gedenkfeier für verstorbene Kinder an. Weltweit wird am 2. Samstag im Dezember an die Kinder gedacht, die schon vor uns gegangen sind. Um 19 Uhr wird eine brennende Kerze in ein Fenster gestellt. Verlischt das Licht in einer Zeitzone, wird es in der nächsten entzündet.

Kerzen, Sterne, Weihrauch, Harfen- und Geigenklang – mit 32 Eltern sprachen wir die jeweiligen Namen der Kinder und manchmal auch Partner aus, Barbarazweige bestückten wir mit Sternen, auf die jeweils die Namen und manchmal auch Geburts- und Sterbedaten geschrieben wurden. Diese Sterne bleiben die gesamte Weihnachtszeit in unserer Kirche – zuerst an den Zweigen, später dann hängen sie als Sternenhimmel über der Krippe. Alle Gäste und Gemeindemitglieder können sie besuchen und noch weitere Sterne dazu hängen.

Pfarrerinnen Alexandra Caspari legte Weihrauch auf, und in einer dichten Atmosphäre klangen ihre Worte nach: „Wie Weihrauch steige auf mein Gebet zu dir, Gott“; Harfenklang füllte den Raum mal leise, mal kräftig, Vater unser und Segen fanden eng zusammenstehend im Kreis statt. Bei der anschließenden Teerunde konnte die Gemeinschaft noch weiter erfahren werden und ruhig ausklingen. Für mich als Mitglied der Gemeinde und des Vorbereitungsteams war dieser Nachmittag wieder ein intensives und rundes Erleben – würdig, bewegend und achtsam. ■

Baden-Baden

Gefühlsbeladener Abschied geht zu Herzen

VON GISELA BRÜNING

WENN EIN PFARRER NACH 33 DIENSTJAHREN so herzlich und voll Bedauern von seiner Gemeinde in den Ruhestand verabschiedet wird, muss er schon ein ganz besonderer Mensch sein“, so drückte Bischof Matthias Ring seine Wahrnehmung aus. Nicht einmal mehr einen Stehplatz hätte die Spitalkirche später Kommenden bei der Abschiedsfeier von Pfarrer Hans Vogt anbieten können.

Im festlich geschmückten Altarraum wartete bereits das Überraschungsgeschenk für den Scheidenden: Der Spiritual- und Folklorechor Baden-Baden mit seinem Dirigenten Axel Schweikert hatte Aufstellung genommen und unterstrich die ohnehin hochemotionale Stimmung mit ausgewählten Spiritual-Gesängen. Außer Bischof Ring und Dekan Bernd Panizzi zogen einige Kollegen und ein Heer von Ministranten in die Kirche ein.

Als Hans Vogt vor 33 Jahren nach Baden-Baden kam, fand er eine kleine Gemeinde vor. Heute hat sich die Zahl der Gemeindemitglieder mehr als vervierfacht. Vornehmlich junge Familien fühlen sich in der warmherzigen, offenen Atmosphäre geborgen, der Kindergottesdienst ist für die Jüngsten ein sonntäglicher Höhepunkt. In diesem Sinn äußerten sich Kirchenvorstand André Wende und der Bischof, bevor letzterer die „Entpflichtung“ des Geistlichen vornahm, und Pfarrer Bernd Panizzi das Wort ergriff. Er machte einen „jesuanischen Seelsorgestil“ an der Persönlichkeit des Scheidenden aus; eine seltene Auszeichnung, die aber jeder, der den toleranten, gütigen, und lebensbejahenden Mann erlebte, bestätigen konnte.

Immer, wenn die Beklommenheit des Abschiednehmens aufsteigen wollte, gab es Beiträge, die fröhliches Gelächter hervorriefen. Nicht weniger Humor als der Hausherr bewiesen der Bischof und auch Pfarrer i. R. Hans Theil. Der hatte einen „Rentner-Hampelmann“ gebastelt,



aus unserer Kirche



der ab sofort nur nach dem Willen des Empfängers strample und sogar die Zunge zeige. Selbst der Predigt – es ging um das Weinwunder bei der Hochzeit zu Kana – gewann der Bischof neben tiefen Einsichten erheiternde Aspekte ab.

„Segen bringen – Segen sein“ waren Gedanken, die Karin Oesterle, Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, in Zusammenhang mit Pfarrer Vogt brachte, dem die Ökumene sehr am Herzen liege, der sich stets für Friedensaktionen eingesetzt und sein Gotteshaus all jenen zur Verfügung gestellt habe, die ein überzeugendes Anliegen vortragen.

Wie Panizzi zuvor im Zusammenhang mit Sylvia Vogt den besonderen Wert der Kirchenmusik hervorgehoben hatte, dankte auch André Wende für das gewissenhafte Engagement der Organistin und Lehrerin. Sie habe mit ihrem Mann, der „der Freiheit und Spontaneität liebstes Kind“ sei, eine wunderbare Einheit gebildet.

Viele Geschenke zeugten ebenfalls von Verbundenheit. Oberbürgermeisterin Margret Mergen brachte die nötigen Utensilien fürs Thermalbad mit, andere sorgten für Freizeitspaß in Theater und Festspielhaus. Die Kinder fertigten eine große Collage an. Ein besonders gewichtiges



Geschenk, das David Simonis aufgestellt hatte, verbarg sich unter dem Tuch: Ein Sandstein-Relief, das dem Lieblingsfenster des Pfarrers in der Kirche nachempfunden war.

Es war ein Gottesdienst, der, so gefühlsbeladen, wie er war, selbst Unbeteiligten zu Herzen ging. Pfarrer Vogt mochte es erst recht so empfunden haben, darum flüchtete er sich in die Rolle des urigen Franken, als er moserte: „Des woar gar net so schlecht, mer konnt’s so lasse.“



überreicht. Damit – und mit einer Urkunde samt Gutschein – wurde er zu seinem 50jährigen Jubiläum als Organist in unserer Kapelle geehrt.

In ihrer Rede brachte die Vorsitzende des Kirchenvorstandes die besonderen Verdienste unseres Organisten Walter Dorn zur Sprache: „Sie spielen mit Geist und Seele und mit großem künstlerischem Können, das sich ganz besonders in den eigenen Kompositionen beim Orgelnachspiel der Gottesdienste und in den „Geistlichen Abendmusiken“ zeigt, die Sie gemeinsam mit verschiedenen Künstlern und Künstlerinnen immer wieder gestaltet haben. Der dankbare Beifall der Zuhörer und Zuhörerinnen zeigt Ihnen stets aufs Neue, wie erfreut diese über Ihre wunderschönen Darbietungen sind.

In unserer Gemeinde sind Sie eine feste und kontinuierliche Größe: Sieben Pfarrer haben Sie hier bereits erlebt und können überdies so manche heitere Story aus unserem Gemeindeleben den später Dazugekommenen erzählen.

Wir erleben Sie in unseren Gottesdiensten als einen freundlichen, überaus zuverlässigen Organisten, der selbst Krankheiten trotzt, um uns sicher durch die zahlreichen Lieder zu geleiten. Dafür danken wir Ihnen von ganzem Herzen.“

Unser Pfarrer, Hans-Jürgen Pöschl, würdigte in seiner Predigt den Einsatz unseres Jubilars folgendermaßen: In seiner Musik gewinne das Evangelium in besonderer Weise Gestalt, ja das Evangelium sei gleichsam die Partitur, die Walter Dorn zum Erklingen bringe. „Er trägt mit dazu bei, dass wir singen und jauchzen.“

Wir alle hoffen, dass wir noch ganz lange unter dem Geleit unseres verehrten Organisten singen und jauchzen können.

„Na so was!“

Erstaunliches aus der Coburger Gemeinde

VON CHRISTL GRÜNBERG

DAS FOTO ZEIGT ES: HERRN WALTER DORN, DEM 88jährigen treuen Organisten der St.- Nikolaus-Kapelle, wurde von der Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, Marlies Plack, ein selbst gebackener Violinschlüssel aus Hefefeteig als ganz besonderer Orden

Fotos auf voriger Seite unten rechts und auf dieser Seite oben rechts: Moubcine El Ghomri. Auf dieser Seite mittig: Martin Koch

Dankeschön-Abend für Ehrenamtliche

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

SCHÖN GEDECKTE TISCHE WIE IM RESTAURANT und ein aromatischer Knoblauchduft empfingen 22 Ehrenamtliche der Kirchengemeinde St. Maria Angelica Hannover/Niedersachsen-Süd: Ihr Pfarrer Oliver Kaiser hatte an Herd und Ofen gestanden und für sie gekocht. Einmal jährlich Ende Januar lädt er regelmäßig mit einer schönen Weihnachtskarte alle Ehrenamtlichen zu einem „Abend des Dankeschöns“ ein. Es waren auch schon mal doppelt so viele wie diesmal anwesend.

Bemühungen um neue Kirche in Berlin

Pilger sind wir Menschen

VON JOHN GRANTHAM UND
ULF-MARTIN SCHMIDT

EINSTIMMIG UND OHNE ENTHALTUNG BESCHLOSS die Gemeindeversammlung der Gemeinde Berlin am 13. Dezember 2015, den Kirchenvorstand zu beauftragen, schnellstmöglich in Verhandlungen mit der „Steuerungsgruppe Jonakirche“ zu treten, um eine mögliche Miete/Pacht der evangelischen Jonakirche (Charlottenburg) auszuloten.

Diesem Beschluss ging ein Prozess voraus, der hier einmal kurz skizziert werden soll:

Derzeit nutzt die Gemeinde Berlin seit Jahren eine Hauskirche („Ladenkirche“) im Stadtteil Wilmersdorf. Diese leistet uns seit knapp 12 Jahren gute Dienste und gab der Gemeinde – nachdem sie fast 130 Jahre immer in anderen Kirchen einen Gaststatus hatte – ein eigenes Zuhause. Erfreulicherweise ist die Gottesdienstbesucherszahl in den letzten Jahren jedoch so stark gewachsen, dass der Kirchen- und vor allem der Gemeinderaum an seine Kapazitätsgrenzen stößt.

Ab Ende 2013 trafen sich daher Freiwillige der Gemeinde in einem „Ausschuss Kirchengebäude“, um eine Bestandsaufnahme der gemeindeeigenen Räumlichkeiten durchzuführen und konkrete Vorschläge zum baulichen Erhalt beziehungsweise Ausbau des Gemeindezentrums zu erarbeiten. So wurde beispielsweise im Anschluss der Keller umgebaut, und auch im Erdgeschoss wurden einige kleinere Umbauten getätigt. Gleichzeitig beschäftigte den Ausschuss aber auch der Ausblick nach vorne: Inwieweit besteht wirklich Veränderungsbedarf in Sachen Kirchengebäude? Und wenn ja – was ist das Ziel unserer Suche?

Der dann folgende Arbeits- und Suchprozess des Ausschusses erfolgte offen und transparent – die Ergebnisse wurden im Gemeinderaum am Schwarzen Brett jeweils präsentiert. Ende 2014 beendete der Ausschuss

Das 3-Gänge-Menü bestand aus Suppe und Salat, der Hauptgang aus griechischem Hähnchen mit Kartoffeln, ganzen Zwiebeln, Tomaten und Rosmarinzweigen sowie dem erwähnten Knoblauch in Zehen. Dazu eine Reihe bunter Getränke und ein verlockendes Mousse-Dessert mit Erdbeeren und Vanillesoße.

„Allen, die im vergangenen Jahr durch ihr Engagement zum Leben, Wachsen und Werden unserer Gemeinde beigetragen haben, sei es durch Putzen, Singen, Lesungen, sichtbare und unsichtbare Dienste, sage ich hiermit von Herzen Danke!“, sprach Kaiser zu Beginn in einer kurzen Rede während der feierlichen Vesper in der abgedunkelten Kirche mit Weihnachtsbaum und Kerzen. Danach begann das Mahl, und an vier Tischen herrschte rege Unterhaltung beim köstlichen Schmaus. Erst nach Mitternacht verließen die letzten diesen schönen Abend. ■

seine Arbeit, um den angestoßenen Prozess der Gemeinde zu übergeben.

Im Frühjahr 2015 rückte die Idee einer vertieften gebäudlichen Zusammenarbeit mit unserer evangelischen Schwestergemeinde Alt-Schöneberg, bei der wir früher fast 80 Jahre zu Gast waren, das Thema Kirchengebäude in den Fokus der Gemeinde. Der Vorschlag war ein gemeinsames Ökumenisches Zentrum mit jener Gemeinde – diese Idee wurde jedoch zurückgestellt, da sie bei einigen Gemeindegliedern massive Abwehrreaktionen hervorrief. Daraufhin beschloss die Gemeindeversammlung im April 2015 in Alt-Schöneberg, sich prinzipiell auf die Suche nach einem neuen Kirchengebäude zu machen. Der Weg war geebnet und die Gemeinde bereit, sich auf einen synodalen Findungsprozess zu machen.

Mehrere Zukunftswerkstätten zum Thema Kirchengebäude sollten die kommende Zeit bestimmen und die Gemeinde als Ganzes in die Pflicht nehmen: Ab Juli bekam jede und jeder Gottesdienstbesuchende die Möglichkeit, die für ihn/sie wichtigen Punkte optisch auf einer Papierwand im Gemeindezentrum zu setzen.

Nach Auswertung der Cluster wurden auf der Gemeindeversammlung im September 2015 vier Arbeitsgruppen gegründet („Bauen“, „Kaufen“, „Mieten/Pachten“, „Teilen“), die bis zur Gemeindeversammlung im Dezember 2015 jeweils Pro und Kontra für das je eigene Konzept sammelten, die Gedanken in Visionen kreisen ließen und dann versuchten, konkrete Optionen auszuloten.

Gespannt folgte die Gemeindeversammlung den Präsentationen der Arbeitsgruppen, die sehr ausgewogen ihre Gedanken zum Thema Kirchengebäude darstellten. Dem großen Applaus für jede der Gruppen nach ihrer Präsentation konnte man eine große gegenseitige Wertschätzung aller Anwesenden für die in den Gruppen geleistete Arbeit entnehmen – ein großes Dankeschön geht an dieser Stelle an die Arbeitsgruppen und vor allem an deren Moderierende!

Als die Gruppe „Mieten/Pachten“ am Ende ihrer Präsentation einige Bilder der Jonakirche in Charlottenburg zeigte und der Gemeinde diese als konkrete



Mietoption vorschlug, griff sie damit ein Gebäude heraus, das auch die Gruppen vorher schon ein paar Mal für ihr jeweiliges Arbeitsthema genannt hatten. Der Hintergrund des Vorschlags ist: Die bisher eigenständige evangelische Jonagemeinde fusioniert am Jahresende 2015 mit ihrer Nachbargemeinde und sucht daher neue Nutzungsoptionen für ihr altes Kirchengebäude. Und eine der Optionen könnte das Vermieten an eine andere Kirchengemeinde sein – bisher gibt es drei Interessenten.

Als die Gemeindeversammlung im Anschluss an die Präsentationen in die Diskussion einstieg, zeigte sich schnell, dass das Jonakirchengebäude anscheinend einen „Nerv“ getroffen hatte. Nach dem einstimmigen und einmütigen Beschluss der Gemeindeversammlung zur Kontaktaufnahme stehen wir nun in Verhandlungen mit dem „Sondierungsausschuss Jonakirche“.

Bei der Jonakirche handelt es sich um einen Kirchenkomplex im Stadtteil Charlottenburg (Kurfürstendamm).

Sowohl die evangelische Landeskirche wie auch die Eigentümer-Gemeinde scheinen uns gegenüber wohlgesonnen zu sein, wofür wir sehr dankbar sind. Sollte es uns gelingen, die Kirche zu mieten, würde uns dieser Komplex als Gemeinde vieles ermöglichen – über den bloßen Kirchenraum hinaus. Zum Beispiel die Vorstellung, einen alt-katholischen Kindergarten eröffnen zu können. Das wäre der zweite im ganzen Bundesgebiet!

Zugleich ist es uns wichtig, als „Bundeshauptstadt-Gemeinde“ ein Aushängeschild des Bistums zu sein und eine vernünftige, dauerhafte Herberge zu finden. Da wir zwar eine mitgliederstarke Gemeinde (knapp 850 Mitglieder), jedoch historisch bedingt keine finanzstarke Gemeinde sind, freuen wir uns auf Hilfe „von oben und von unten“ und halten Sie, liebe Leserinnen und Leser, auf dem Laufenden, wie es weitergeht! ■

Weil wir beim Namen gerufen werden

VON GERHARD RUISCH

VON DER SCHLACHT BEI Waterloo wird folgende Geschichte erzählt:

Nachdem in der Schlacht die Truppen Napoleons auf der einen und die preußischen und englischen Truppen auf der anderen Seite aufeinander getroffen waren, haben Melder den Ausgang der Schlacht durch Zeichen über den Ärmelkanal nach England gemeldet. „Wellington defeated“, konnte man in England lesen, bevor eine Wolke weitere Signale unmöglich machte: „Wellington geschlagen.“ Das stürzte die Engländer in tiefste Verzweiflung, schließlich hatte man aufgegeben, was man nur konnte, um Napoleon endlich für alle Zeiten zu besiegen. Erst nachdem sich der Nebel wieder gelichtet hatte, konnte weiter signalisiert werden, und der Satz wurde vervollständigt: „Wellington defeated Napoleon“, Wellington schlug Napoleon. Da erst brach der große Jubel aus.

Ich habe versucht herauszubringen, ob denn diese Geschichte irgendwie historisch belegt ist; die Meisten, die sich im Internet darüber ausließen, waren der Ansicht, dass sie

wohl erfunden ist. Aber selbst dann ist sie immerhin ein Hinweis darauf, wie ein bisschen Nebel uns Menschen verwirren kann. Ein Nebel, der nicht unbedingt aus dem Wasser aufgestiegen sein muss, wie die viel wichtigere Geschichte im Evangelium zeigt, von der ich überzeugt bin, dass sie gewiss nicht erfunden ist:

„Maria aber stand draußen am Grab und weinte. [...] Sie drehte sich um und sah Jesus dastehen, aber sie wusste nicht, dass es Jesus war. Jesus sagte zu ihr: ‚Frau, warum weinst du? Wen suchst du?‘ Sie dachte, dass er der Gärtner wäre, und sagte zu ihm: ‚Herr, wenn du ihn weggetragen hast, sage mir, wo du ihn hingebracht hast, und ich werde ihn holen.‘ Jesus sagte zu ihr: ‚Maria!‘ Sie wandte sich um und sagte zu ihm auf Hebräisch: ‚Rabbuni!‘ – das heißt Lehrer. Jesus sagte zu ihr: ‚Halte mich nicht fest, denn ich bin noch nicht zu Gott, meinem Ursprung, aufgestiegen. Geh aber zu meinen Geschwistern und sage ihnen: Ich steige auf zu meinem Gott und eurem Gott, zu Gott, die mich und euch erwählt hat.‘ Maria aus Magdala kam und verkündete den Jüngerinnen und Jüngern: ‚Ich habe Jesus den Lebendigen gesehen‘“ (Johannes 20,15-18, Bibel in gerechter Sprache).

Denn es fragt sich schon, wie es möglich ist, dass Maria von Magdala Jesus begegnet und ihn nicht erkennt. Aber es gibt viele Faktoren, die ihr den Blick trüben: Zunächst einmal ganz buchstäblich – sie weint ja und kann

also nicht klar sehen. Dann ist sie so mit ihrer Trauer beschäftigt, dass sie es auch deshalb schwer hat, wahrzunehmen, was um sie herum geschieht. Dazu kommt, dass sie ja wirklich nicht damit rechnen kann, Jesus als Lebendigem zu begegnen. Schließlich ist für uns völlig unvorstellbar, wie denn ein Auferstandener aussah, ob da überhaupt etwas mit diesen normalen Augen zu sehen war oder ob das Wahrnehmen vielleicht ganz anders geschehen musste.

Dies alles zusammengenommen, ist es kein Wunder, dass sie nicht erkennt.

Aber der Nebel lichtet sich, und es berührt mich, wie Johannes erzählt, dass das geschieht. Es geschieht dadurch, dass Jesus sie beim Namen nennt. „Maria“, sagt er, mehr braucht es nicht. Ich muss an das denken, was wir immer 14 Tage nach Ostern feiern: den Sonntag vom Guten Hirten. „Ich bin der Gute Hirt“, sagt Jesus. „Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“

Das muss eine der Fähigkeiten gewesen sein, die Jesus so außergewöhnlich gemacht haben, dass er Menschen erkennen konnte, dass er spüren konnte, was tief in ihrem Inneren los war, was sie umtrieb, was sie brauchten, was in ihnen heil war und was unheil. Und dass er die Möglichkeit hatte, sie in ihrem Innersten anzusprechen und viele so auch zu heilen.

Menschen wie Maria haben sich von ihm verstanden gefühlt, angenommen mit Liebe, auch in ihren heillosen Anteilen, in ihrer verkorksten Geschichte, in dem, was sie an sich selbst nicht leiden konnten. Markus und Lukas erzählen, Jesus habe aus ihr sieben Dämonen ausgetrieben, was immer das wohl bedeutet haben mag.

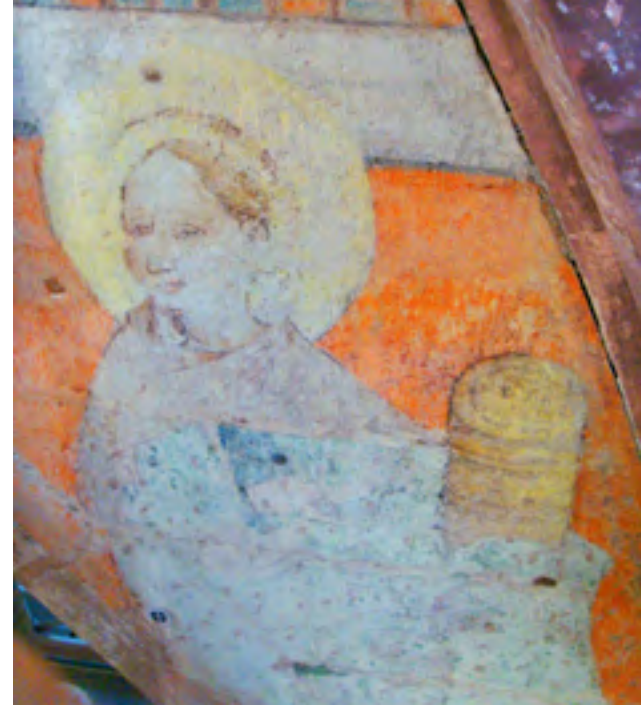
Das erklärt ihre Verzweiflung, als Jesus hingerichtet wird und sie nichts dagegen tun kann. Viele, vor allem moderne Autoren, haben ihr eine Liebesbeziehung mit Jesus angegedichtet, bis hin zu der unsäglichen Geschichte von Dan Brown, der den Heiligen Gral in der Familie sieht, die Jesus mit Maria von Magdala gegründet haben soll. Die Evangelien geben keinen Hinweis auf eine solche Paarbeziehung. Aber geliebt hat Maria Jesus zweifelsohne, wenn auch vielleicht ganz anders, als es sich Romanschreiber denken.

Dies alles ist ihr nun genommen worden, dieser Mensch, der sie versteht, mehr als sie selbst sich je verstehen wird, dieser Mensch, der sie heil macht und sie sich ihr selbst zurück gibt. Unendlich viel hat sie verloren durch den Tod Jesu. Auch um sich selbst muss sie trauern.

Und da spricht Jesus sie an: „Maria!“

Ich weiß nicht, wie ich mir das vorstellen soll. Ich kann es wohl nicht. Aber ich spüre: Da ist es. Dieses Kennen, dieses Ansprechen im tiefsten Inneren, das, was Jesus für Maria vor allen anderen Menschen ausgezeichnet hat, diese liebevoll und heilende Gegenwart. Das muss es sein, was Maria die Gewissheit gab: Tot ist er nicht. Noch immer ist dieses Verstehen da, diese Liebe, dieses „Genau du bist mir wichtig“. Und so wird sie die Apostelin der Apostel, wie sie schon im 3. Jahrhundert genannt wird, diejenige, die zu den Jüngerinnen und Jüngern geschickt wird, um ihnen von der Auferstehung zu erzählen.

Die Apostelin der Jüngerinnen und Jünger – nicht nur für die damals in Jerusalem. Denn im Grunde wird doch an ihr sichtbar, wie der Glaube an den Auferstandenen überhaupt möglich ist, bis heute. Wie soll ich glauben können, dass Jesus lebt, wenn ich nicht diese Erfahrung mache, die Maria als erste am Ostermorgen gemacht hat: dass da einer ist, der mich anspricht in meinem Innersten, der mich in Liebe anschaut, der mich kennt und versteht, wie ich mich selbst nicht einmal kenne, und dem



alles daran gelegen ist, dass ich heil werde. Einer, der meinen Namen aussprechen kann wie kein anderer Mensch, so dass in ihm alles gesagt ist.

Nicht wegen irgendwelcher alter Texte können wir an Jesus, den Auferstandenen glauben. Sondern weil wir gerufen werden mit unserem Namen.

Und manchmal lichtet sich der Nebel, und wir sehen und hören. ■

Foto: Maria von Magdala mit Salbgefäß, Stiftskirche Neustadt an der Weinstraße, Wandmalerei um 1420. Von Kumbalam - Eigenes Werk, Creative Commons License

Grundzüge und Eigenheiten
der alt-katholischen Spiritualität

Tage der Einkehr

EINE MÖGLICHKEIT, SICH MIT DER ALT-KATHOLISCHEN Spiritualität auseinander zu setzen, bieten dieses Jahr wieder die „Tage der Einkehr“.

**Thema 2016: Berührt von Liebe –
Alt-katholische liturgische Spiritualität**

Erzbischof Dr. Joris Vercammen (Utrecht), Bischof em. Dr. John Okoro (Dornbirn), Dr. Michael Bangert (Basel) und Dr. Ulf Karwelies (Bielefeld) führen durch Impulsreferate zu Kyrie, Sanctus, Epiklese, Eucharistie und Segen in das Thema ein. Nach den Referaten besteht die Möglichkeit von Rückfragen, aber keine Diskussion. Kurat Peter Klein (Blumberg) wird durch Meditation die Gedanken vertiefen.

Der Tagesablauf orientiert sich an den Gebetszeiten der Mönche; für Spaziergänge, zu denen die Lage des Klosters einlädt, zu Gesprächen und Austausch gibt es ausreichend Zeit.

→ Zeit

Freitag, 22.7., 12.15 Uhr, bis Montag 25.7., ca. 13 Uhr

→ Ort

Benediktiner-Abtei Sankt-Willibrord
Doetinchem/NL

→ Sprache

Deutsch

→ Teilnehmende

Geistliche und interessierte Laien aus den Niederlanden, Deutschland, Österreich und der Schweiz. Da die Teilnehmerzahl auf 21 - einschließlich der Leitung - begrenzt ist, werden die Anmeldungen in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.

→ Unkosten, vor Ort in bar zu bezahlen

185,50 € + 10,00 € für Bettwäsche (wer sie mieten möchte) plus Reisekosten.

Die Teilnahme soll nicht am Finanziellen scheitern; nach Absprache ist eine Ermäßigung möglich. Bitte Mitteilung/Anfrage an werkwoche-ak@web.de

→ Weitere Auskünfte

werkwoche-ak@web.de

→ Anmeldungen

bis 15. Juni 2016 an buro@okkn.nl

oder an:

Bisschoppelijk Bureau
Kon. Wilhelminalaan 3
NL-3818 HN Amersfoort



Fastenaktion 2016

Alt-Katholisches Bistum unterstützt zwei Projekte:
Philippinen und Tansania

VON REINHARD POTTS

AM 1. SONNTAG DER ÖSTERLICHEN BUSSZEIT – und je nach finanzieller Möglichkeit der Gemeinde auch an weiteren Sonntagen der Fastenzeit - ist die Kollekte für Missions- und Entwicklungshilfeprojekte bestimmt. Wir wollen Projekte unserer Schwesterkirche auf den Philippinen und in Tansania unterstützen. In der letzten Ausgabe von „Christen heute“ wurden beide Projekte vorgestellt. Hier noch einmal ganz kurz, worum es geht:

1. Unabhängige Philippinische Kirche: Gerechtigkeit für Arbeiter

Unsere Schwesterkirche ist in vielfältiger Weise engagiert, die Rechte der Arbeiter zu unterstützen. Die größten Probleme sind sehr niedrige Löhne und Leiharbeit mit Verträgen über lediglich zwei Monate. Die diesjährige Fastenaktion unseres Bistums möchte - wie im letzten Jahr - unsere Schwesterkirche in ihrem Engagement für die Rechte der Arbeiter und Arbeiterinnen unterstützen. Helfen Sie mit Ihrer Spende, dass unsere Schwesterkirche sich für das Recht der Arbeiter und gerechte Arbeitsbedingungen einsetzen kann.



Reinhard Potts ist Beauftragter des Bistums für Missions- und Entwicklungshilfeprojekte und Pfarrer der Gemeinden Bottrop und Münster

Sternsingeraktion 2015

Was wurde und wird mit dem Geld gemacht?

IN TACLOBAN – DER STADT, DIE DER MONSTER-Taifun im November 2013 fast komplett zerstört hat - wird eine Missionsstation der Iglesia Filipina Independiente nach und nach wieder aufgebaut. Mit einem Zuschuss der Alt-Katholischen Kirche in Deutschland wird zunächst das Kloster wieder aufgebaut, damit ein Gastpriester untergebracht werden kann. Priester der Diözese Billea packten kräftig mit an und unterstützten die Zimmerleute. Als nächstes - so Gott will - werden Kirchengebäude und Schlafsaal wieder aufgebaut. ■



2. Sayuni/Tansania: Ausbau des Gesundheitspostens zu einem Gesundheitszentrum

Die anglikanische Schwesterngemeinschaft von Sayuni („Community of St. Mary of Nazareth and Calvery“, in Suaheli abgekürzt „CMM“) betreibt in der Nähe ihres Klosters in Sayuni einen Gesundheitsposten. Der Ausbau des Gesundheitspostens zu einem Health Center ist auf guten Wegen. Mit Unterstützung auch der deutschen alt-katholischen Kirche - seit 2010 - sind weitere Verbesserungen eingetreten beziehungsweise werden auf den Weg gebracht. So hat sich etwa der Personalbestand seit dem letzten Jahr von 12 auf aktuell 18 erhöht. Die Schwestern hoffen, dass sich das neue und dann staatlich anerkannte Gesundheitszentrum mittelfristig selbst trägt. Bis dahin ist aber weitere Unterstützung vonnöten.

Weitere Informationen bei Pfarrer Reinhard Potts,
E-Mail: entwicklung@alt-katholisch.de. ■

Spendenkonto des Bischöflichen Ordinariats

➔ **Konto-Nr.** 7 500 838
Institut Sparkasse Köln Bonn
BLZ 370 501 98
IBAN DE38 3705 0198 0007 5008 38
BIC COLSDE33XXX
Stichwort Arbeiterhilfsprogramm IFI
oder Sayuni/Tansania

Ihre Spende können Sie steuerlich geltend machen. Sie erhalten umgehend eine Spendenbescheinigung. ■



Überlappende Jurisdiktionen und „Nomen est omen“

VON JOHN GRANTHAM

EIN DAUERTHEMA IN DEN ÖKUMENISCHEN BEZIEHUNGEN zwischen Anglikanern und Alt-Katholiken ist das Problem der *overlapping jurisdictions* (überlappende Jurisdiktionen). Kurz erklärt: Nach der Vorstellung beider Kirchen besteht eine Kirchengemeinschaft aus einem Bund nationaler Kirchen, von denen jede die kirchenrechtliche Hoheit (Jurisdiktion) über ihr jeweiliges Nationalgebiet ausübt. Seit dem Bonner Abkommen 1931 ist es also – zumindest angedeutet – ein Ziel, mehrere miteinander in voller Gemeinschaft stehenden Kirchen strukturell zu vereinen.

Auf dem Bundesgebiet sind diese Parallelstrukturen weiter verkompliziert aus historischen Gründen, denn die *Episcopal Church USA* sowie die *Church of England* haben noch vor der Gründung der *Anglican Communion* eigene Gemeinden auf dem europäischen Festland gegründet, um ihre jeweiligen Landsleute dort zu versorgen. So sind „episkopale“ ebenso wie „anglikanische“ Gemeinden in Deutschland entstanden, die zwar miteinander (so wie mit Alt-Katholiken) in Gemeinschaft stehen, aber dennoch unterschiedlichen Jurisdiktionen unterliegen. Zum Beispiel die anglikanischen Gemeinden in Berlin, Düsseldorf und Stuttgart sind in der *Diocese in Europe* der *Church of England*, während die Gemeinden Frankfurt und München der *Episcopal Church USA* gehören.

Eine Schwierigkeit besteht darin, dass es teilweise große kulturelle Unterschiede zwischen den Sichtweisen der Episcopalians, Anglikaner und Alt-Katholiken gibt, was diese „Problematik“ betrifft. Während die *Church of England* und Alt-Katholiken in einer Tradition der klar geregelten staatlich anerkannten Landeskirchen entstanden sind, ist diese Tradition den Amerikanern fremder und für sie schwer nachvollziehbar. Die *Episcopal Church* ist es gewohnt, in Gemeinschaft mit anderen Kirchen auf einem Gebiet zu stehen und war seit jeher nicht auf das Gebiet der USA beschränkt: Sie unterhält Diözesen in Kuba, den Philippinen und in Lateinamerika. Die strikte Trennung von Kirche und Staat in den USA macht es zudem schwer, die „Verstaatlichung“ der Kirchen in Europa zu verstehen. Man hat sich in Amerika mit einer völlig anderen Situation arrangiert und sich daran gewöhnt.

Nicht mal die Anglikaner unter sich haben es geschafft, eine einheitliche Struktur in Europa aufzubauen. Es gibt zwar durchaus Zeichen der Gemeinschaft: Der Pfarrer der „anglikanischen“ Gemeinde in Stuttgart ist Episcopalian, und es gibt eine gemeinsame Struktur – das sogenannte *Council of Anglican and Episcopal Churches in Germany* (www.caecg.de) – aber dieses hat kirchenrechtlich kaum Auswirkungen, und man hat weiterhin eigene Bischöfe, die Engländer in Gibraltar, die Amerikaner in Paris.

Dieses Durcheinander führt zu gewissen Spannungen. Die *Episcopal Church* möchte mehr missionieren, um wieder wachsen zu können. Ihre Website hat hierfür Akzente gesetzt, indem sie viele Informationen für Missionsarbeit anbietet. Von daher ist es für Episcopalians selbstverständlich, dass sie ohne Beschränkungen missionieren; zum Beispiel wurde 2004 eine deutschsprachige Version des amerikanischen *Book of Common Prayer* veröffentlicht. Aber wenn sie auf Empfindlichkeiten der Alt-Katholiken stoßen – die erwarten, dass man nicht in „ihrem“ Gebiet missioniert – kann das natürlich zu Reibungen führen. Die obengenannte Veröffentlichung verstieß gegen die bisherige Vorstellung, die Anglikaner bedienen die englischsprachigen und anglophilen, die Alt-Katholiken die deutschsprachigen Interessierten.

Nichtsdestotrotz versuchen Anglikaner und Episcopalians, Rücksicht darauf zu nehmen. Man beachte etwa, dass es „*Diocese in Europe*“ und nicht „*of Europe*“ heißt – man möchte nicht den Anspruch erheben, „die“ zuständige Diözese (=Bistum) für Europa zu sein. Ebenso nennen die Amerikaner ihre Jurisdiktion nicht „*Diocese*“, sondern bloß „*Convocation*“, und haben es bisher vermieden, bistumsähnliche Strukturen aufzubauen. Die englischen „Gemeinden“ heißen im Englischen „*chaplains*“ und nicht „*parishes*“, denn letzteres entspricht „Pfarrei“, ein staatskirchenrechtliches Konstrukt mit einem definierten Territorium.

Wie kann man dieses Problem dauerhaft lösen? Es gab Vorschläge, den vakanten alt-katholischen Bischofssitz in Deventer mit einem Anglikaner zu besetzen, und aus den anglikanischen beziehungsweise episkopalen Gemeinden in Deutschland eine Art Dekanat innerhalb des alt-katholischen Bistums zu bilden. Leider haben diese Vorschläge meines Wissens noch keine Früchte getragen.

Was ist unsere Gemeinschaft? Wie nennen wir sie?

Ehrlich gesagt, ich glaube, die Vorschläge greifen in der Sache auch zu kurz, denn ein zentrales Problem auf Dauer ist die Frage, was ist überhaupt unsere Gemeinschaft, und wie heißt sie?

Vor Jahren habe ich im Forum „Mensch und Kirche“ vorgeschlagen, Alt-Katholiken und Anglikaner könnten fusionieren, mit der Utrechter Union als Kirchenprovinz der Anglican Communion. Schließlich gibt es keine nennenswerten theologischen Differenzen und aus meiner damaligen Sicht sprach nichts dagegen. Zu meiner Überraschung wurden diese Vorschläge immer wieder zurückgewiesen mit der Begründung, Alt-Katholiken seien keine Anglikaner und wollen es nicht sein. Eine alt-katholische Gruppe in den USA, die um Mitgliedschaft in der Utrechter Union geworben hat und an die *Episcopal Church* verwiesen wurde, reagierte auf ihrer Website empört, man sei *alt-katholisch* und doch keine Anglikaner.

Diese zwei Beispiele machen meine Frage besonders anschaulich, denn Namen rufen Identitätsfragen hervor. Man klammert sich daran, obwohl sie in der Theologie keine nennenswerten Auswirkungen haben – sonst könnte die Kirchengemeinschaft gar nicht erst bestehen. Was sind wir dann? Wie nennen wir uns?

Wenn wir unsere Gemeinschaft genauer anschauen, gibt es nicht nur Anglikaner und Alt-Katholiken. Es gibt in unserer breiteren Kirchenfamilie die Unabhängige



John Grantham ist in der *Episcopal Church USA* aufgewachsen und ist Mitglied der Gemeinde Berlin

Philippinische Kirche, die Kirche von Schweden und andere Kirchen der Porvoo-Gemeinschaft, die Mar-Thoma Syrische Kirche – alles bischöflich-synodal verfasste Kirchen in der katholischen Tradition. Wir als Familie sind nicht protestantisch, aber der Name „katholisch“ ist in der Öffentlichkeit kaum von der größeren römischen Schwesterkirche zu lösen, von „orthodox“ ganz zu schweigen. Was nun?

„Anglikaner“ trifft es sicherlich nicht, denn das hat eine enge Bindung an England (das Wort ist dem mittelalterlichen Begriff *Ecclesia Anglicana* entnommen, „die Kirche Englands“) und tatsächlich sind Alt-Katholiken in einer anderen Tradition entstanden (trotz der vielen Gemeinsamkeiten). „Episkopal“ ist zwar neutraler und kommt der Sache

näher – das Wort bedeutet lediglich, man sei eine bischöflich verfasste Kirche – aber es ist belastet dadurch, dass es mit dem „Branding“ der anglikanischen Kirchen der USA und Schottlands bereits verbunden ist.

Von daher möchte ich anregen, sich Gedanken über einen neutralen Namen dieser werdenden breiteren Gemeinschaft zu machen, um ein Ziel vor Augen zu haben, bevor wir überhaupt andere strukturelle Entscheidungen treffen. Es muss meines Erachtens ein Dachbegriff für alle episkopal-synodalen Kirchen in Gemeinschaft her, als „dritte Konfession“ neben den römisch-katholischen und orthodoxen Kirchen. *Nomen est omen*: Der Name ist Zeichen. Was wird unser Zeichen sein? ■



Leserbrief zum Heft-Thema „Flucht“ im Januar

URSPRÜNGLICH UND EIGENTLICH WAREN ALT-KATHOLIKEN doch aufklärerisch, oder?

Sehr verwundert bin ich über die Tatsache, dass es in *Christen heute* im Augenblick so wenig Leserbriefe gibt. Wir erleben doch aufwühlende Zeiten. Viele von uns sind in ihrem Herzen doch sehr betroffen von all dem, was auf der Welt und in Deutschland passiert. Es geht hier natürlich um die Flüchtlingsströme. Wo bleiben von den Alt-Katholiken die entsprechenden persönlichen Äußerungen (wenn auch die letzte Bistumszeitschrift dem Thema Flucht gewidmet ist)? Wo sind die kritischen Fragen? Wo bleibt die nüchterne Information über den Islam und den Koran?

M. E. kritisieren wir zu Recht die Verletzung des katholischen Kirchenrechts, die auf dem Ersten Vatikanischen Konzil stattfand. M. E. haben wir in Richtung unserer römisch-katholischen Schwesterkirche zu Recht Fragen in Bezug auf Zölibat, Position der Frau, Sexualität u.s.w. Wo bleiben aber unsere kritischen Fragen über den Islam?

Ob Deutschland die Kosten der Flüchtlingsströme aufbringen kann, wie man Unterkünfte regelt, wie man später für die Flüchtlinge Arbeit findet, wie alles organisiert wird, das sind alles technische Fragen und Aufgaben für die Politik und die staatlichen Behörden. Aus unserem katholischen (ak) und christlichen Glauben heraus haben wir jedoch religiöse Fragen. Warum wird das nicht ausführlich und kritisch thematisiert?

Von den deutschen Staatsmedien muss man so etwas nicht mehr erwarten. Die folgen fast immer ganz brav der offiziellen Staatsdoktrin. Das deutsche Fernsehen erinnert mich oft eher an Volksempfänger oder an die Stimme der DDR als an ein Fernsehen in einem freiheitlichen System. Die Ausnahmen gibt es selten, z.B. Alice Schwarzer bei Markus Lanz, aber auch dann ziemlich verhalten.

Warum redet man nicht ehrlich darüber:

- ➔ dass es im Grunde kein einziges islamisches Land gibt, wo Christen frei leben können,
- ➔ über die ganzen Christenverfolgungen, hauptsächlich in islamischen Ländern,
- ➔ über die sehr schlechte Position der Frau im Islam
- ➔ über die schreckliche Position von „Schwulen und Lesben“ im Islam,
- ➔ über den Umgang mit unseren Mitgeschöpfen, den Tieren, im Islam,

- ➔ dass der Islam nicht das Christentum respektiert, wir aber immer den Islam respektieren sollen,
- ➔ dass der Koran – nach der Meinung der meisten Mohammedaner – unabänderliche Texte enthält, wo auch viele schlimme Dinge drin stehen
- ➔ ...und über vieles mehr.

Und warum nimmt man in der deutschen Öffentlichkeit so äußerst selten Ausdrücke wie Christentum oder Islam in den Mund? Der Islam ist doch das eigentliche Problem. [...]

Übrigens: Ich bin kein Neonazi. Meine Eltern (Holländer) haben im Krieg jüdische Mitbürger versteckt. Mein Vater – später auch meine Mutter mit jungen Kindern – war lange Zeit vor den Nazis auf der Flucht. In Amsterdam habe ich viele lange Jahre in einer halb-jüdischen Kanzlei gearbeitet. In meiner Studentenzeit bin ich nach Marokko gefahren, in die Türkei, nach Ägypten. [...]

„Betet für die Kirche in Syrien“ schrieb schon der Hl. Ignatius von Antiochien in seinem Brief an die Epheser. Lasst uns das tun. Ein bisschen bete ich auch für mich selbst, denn Briefe mit islamkritischen Fragen sind nicht ganz risikofrei.

Harry Daling
Gemeinde Wiesbaden

Leserbrief zur Ansichtssache „Wir Wettkampftypen“ in CH 2/2016

AUFRICHTIGEN DANK FÜR DEN AUSGEZEICHNETEN Beitrag von Thilo Corzilius! Selten habe ich eine ‚Ansichtssache‘ mit soviel spontaner innerer Zustimmung gelesen. Wie anders sähe unsere Welt aus, wenn das unsere Einstellung und die aller unserer Zeitgenossen wäre, wenn es allen Menschen gelänge, diese Gedanken zu verinnerlichen. Aber fangen wir bei uns selbst an! Vielleicht könnte es eine gute Übung in den vierzig Tage der vorösterlichen Bußzeit sein, am Bild eines Gottes zu arbeiten, der ein Leben in Fülle für alle Menschen will, der sich deshalb jedem und jeder so zeigt, dass er für alle erfahrbar wird. Und vielleicht kann man auch trainieren, jeden Mitmenschen, der uns fremd und andersartig erscheint, in seinem Eigenwert zu achten und seine Einzigartigkeit als Bereicherung zu sehen.

Gertrud Lüdiger
Gemeinde Dortmund



Beten

VON GÜNTER PRÖHL

Ein Leser teilt uns seine Gedanken zum Gebet mit

„**I**CH BETE ABENDS, DASS ICH MORGENS WIEDER aufwache. Da komme ich mir wieder so vor, als ob ich ganz leicht wäre. Dann geht es mir eigentlich gut.“

Dieses Gebet eines Jungen zeigt, dass auch schon Kinder empfinden können wie Erwachsene. Oder empfinden wir als Erwachsene wie Kinder? Jesus sagte: „Wer nicht das Reich Gottes annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen“ (Lukas 18,17). Wie oft haben wir Angst, dass wir abends einschlafen und es könnte das letzte Mal gewesen sein? Wie oft bekümmern uns die Gedanken und Taten des Tages, die wir dann in Gottes Ohr legen können und sind dann erleichtert? Wir haben uns die Sorgen von der Seele geredet und wissen, dass wir an der richtigen Stelle sind.

Wenn wir älter sind und das irdische Leben sich dem Ende neigt, ist es nicht manchmal unser Gedanke abends einzuschlafen und morgens tot aufzuwachen?

Wir erleichtern uns über die Vergangenheit, indem wir mit Gott reden – beten; dann können wir beruhigt unserm Schöpfer gegenüber treten. Dann ist uns leicht und wir schweben Gott entgegen – also frei von Ballast. Der erste alt-katholische Bischof nahm für sein Bischofswappen einen Anker im Himmel. Es soll damit ausgedrückt werden, dass wir uns bei Gott festmachen können und die Hoffnung haben, bei ihm im sicheren Hafen zu sein.

Das vertraute Reden mit Gott befreit unsere Seele und unseren Geist. Wir sind erleichtert, uns geht es gut.

*„O bete gern! Du brauchst dich nicht zu scheun;
sei nicht von Sorge um das Wort betört.
Der Vater wird sich immer, immer freun,
wenn er die Stimme seines Kindes hört.
O bete oft! Du hast ja Zeit dazu,
und Wunsch und Dank bringt dir wohl jeder Tag.
Das Kind lässt ja dem Vater auch nicht Ruh,
bis es gesagt hat, was es sagen mag.
O bete kurz! Es gleiche dein Begehren
dem Kuß des Kindes,
das den Vater liebt und von ihm weiß,
dass er so gern noch mehr,
als was es sich erbitten möchte, gibt.
Ja, bete kurz, doch bete oft und gern;
der Vater ist dir ja so wohlgesinnt;
du betest zwar zu Gott, dem Weltenherrscher,
doch – bist du nicht sein heißgeliebtes Kind?“*

Dieses Gedicht zum Beten hat Karl May im Alter von etwa 58 geschrieben.

*(Himmelsgedanken von 1900,
veröffentlicht in Band 49 Lichte Höhen, Seite 50.)*

Günter Pröhl
ist Mitglied der
Gemeinde Köln

Foto: Christine, „I Say A Little Prayer For
You...“, Flickr.com (Creative Commons License)



Hallo Ihr!

Während ich hier sitze, geht gerade der Fasching in die heiße Endphase. Wenn Ihr das lest, sind wir allerdings schon wieder mitten in der Fastenzeit. Und wie haltet Ihr das da? Nein, Essen fasten solltet Ihr nicht, mit Naschen sieht das schon anders aus! Wie wäre es, wenn Ihr immer, wenn Ihr etwas nascht, den Gegenwert in Münzen in eine Spardose werft und das Geld dann beispielsweise für unsere alt-katholischen Geschwister auf den Philippinen spendet? Denn, dass immer noch viele Menschen auf der Welt sehr wenig haben, geht manchmal ein wenig unter. Ich finde jedenfalls, dass es ein riesengroßer Skandal ist, dass so viele Menschen verhungern, andererseits Lebensmittel aber immer billiger werden, weil es so viele gibt... Da läuft doch etwas falsch, oder? So schnell können wir daran nichts ändern. Aber klein anfangen, geht immer: Bei mir selbst, bei dem was und wie ich esse und kaufe. Was meint Ihr dazu?

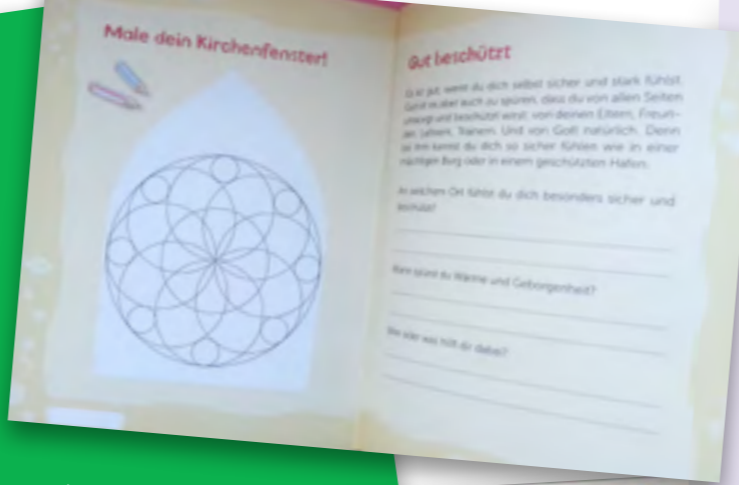


Ihr erreicht mich per E-Mail: traudl.baumeister@gmx.de, WhatsApp App (0172/6049 202) oder Brief: Traudl Baumeister, Dorfgraben 3f, 97076 Würzburg. ■

Medientipp

Freundebücher gibt es wie Sand am Meer. Ilona Einwohlt hat jetzt ein ganz besonderes Freundebuch gemacht. Quasi eines für und über sich selbst. Darin geht es um die eigene Persönlichkeit, Vorlieben, die Familie, Träume – um Gott und die (geheime) Wünsche – um Gott und die Welt eben. Tatsächlich. Denn viele Seiten drehen sich um religiöse Erfahrungen, ganz konkret und individuell. Wenn Kinder (anfangs vielleicht angeleitet), sich auf das Buch einlassen, haben sie später eine wunderbare Erinnerung, eine tolle, abwechslungsreiche Beschäftigung für Regentage, und lernen zudem viel über sich, Gott und die Menschen dazu. Ein wunderbares Geschenk zur Erstkommunion – kindgerecht dank handlicher Größe und flexiblem, abwaschbarem Umschlag!

→ „Das glaub ich! So bin ich! – das Mitmachbuch über mich, mein Leben und Gott“, Ilona Einwohlt, 9,99 Euro, Herder Verlag, ISBN 978-3-451-71190-9, ab acht Jahren. ☺☺☺☺



Vor 20 Jahren erste Priesterinnen geweiht

1996 wurden in der alt-katholischen Kirche die ersten beiden Frauen zu Priesterinnen geweiht. Auch nach 20 Jahren ist es für viele Menschen noch immer neu (oder sogar unbekannt), dass es katholische Pfarrerrinnen gibt, „Frau Pfarrerin“ also nicht etwa die Frau des Pfarrers ist.

In Erinnerung an diesen Jahrestag erzählen in den nächsten Monaten in loser Reihenfolge einige Frauen, warum sie sich für diesen Beruf entschieden haben und wie sie ihn erleben. Ihre Wege dahin sind so unterschiedlich wie die Frauen selbst.

Alexandra Caspari, Pfarrerin in Augsburg

Wann und warum hast Du Dich entschlossen, Pfarrerin zu werden?

Ich habe mich nach meinem Studium entschlossen Pfarrerin zu werden, da ich Menschen in ihrem Leben begleiten möchte.

Wie haben die Menschen um Dich darauf reagiert?

Interessiert, überrascht – aber fast alle positiv.

Was sind wichtige Voraussetzungen für Deinen Beruf?

Einfühlungsvermögen und die Möglichkeit andere in Aufgaben einzubinden.

Was ist schwer in Deinem Beruf?

Ich kann es nie allen recht machen – das ist manchmal schwer auszuhalten.

Was war Dein schönstes Erlebnis als Pfarrerin?

Mit Jugendlichen den Sonnenuntergang auf dem Monte Subasio hoch über Assisi erleben.

Nachgefragt bei Alexandra Caspari

Mein Traumberuf als Kind war: Sportlehrerin.

Am liebsten gespielt habe ich: mit anderen Kindern.

In meiner Kindheit waren Gottesdienst und Religion: nicht so wichtig wie heute.

Ich würde gerne noch lernen: ein Musikinstrument richtig gut zu spielen.

In meiner Freizeit beschäftige ich mich am liebsten: mit Unterwegssein in den Bergen – ob mit Ski oder zu Fuß.

Mein Weihespruch lautet: „Gott aller Liebe Quelle des Lebens“ (aus Taizé).



Alexandra Caspari, 41 Jahre und ledig, wurde in Mannheim geboren. Heute arbeitet und lebt sie in Augsburg. Nach einer Ausbildung zur Pharmazeutisch-technischen-Assistentin holte die Realschülerin das Abitur auf der Technischen Oberschule nach. Anschließend studierte sie Theologie in Freiburg und Bonn. Nach dem Vikariat in Karlsruhe übernahm sie in Augsburg ihre erste Stelle als Pfarrerin. ■

Kurz erklärt

Frauenordination

Ordination ist ein Wort, das aus dem Lateinischen kommt. Es bedeutet nichts anderes als **Bestellung** oder **Weihe**. Die Weihe oder Segnung zum geistlichen Amt gehört zu den Sakramenten der alt-katholischen Kirche. (Was ein Sakrament ist, kann man nachlesen auf der Kinderseite in „Christen heute“, Ausgabe September 2015 – auch im Internet, im Archiv unter: www.alt-katholisch.de/christen-heute.)

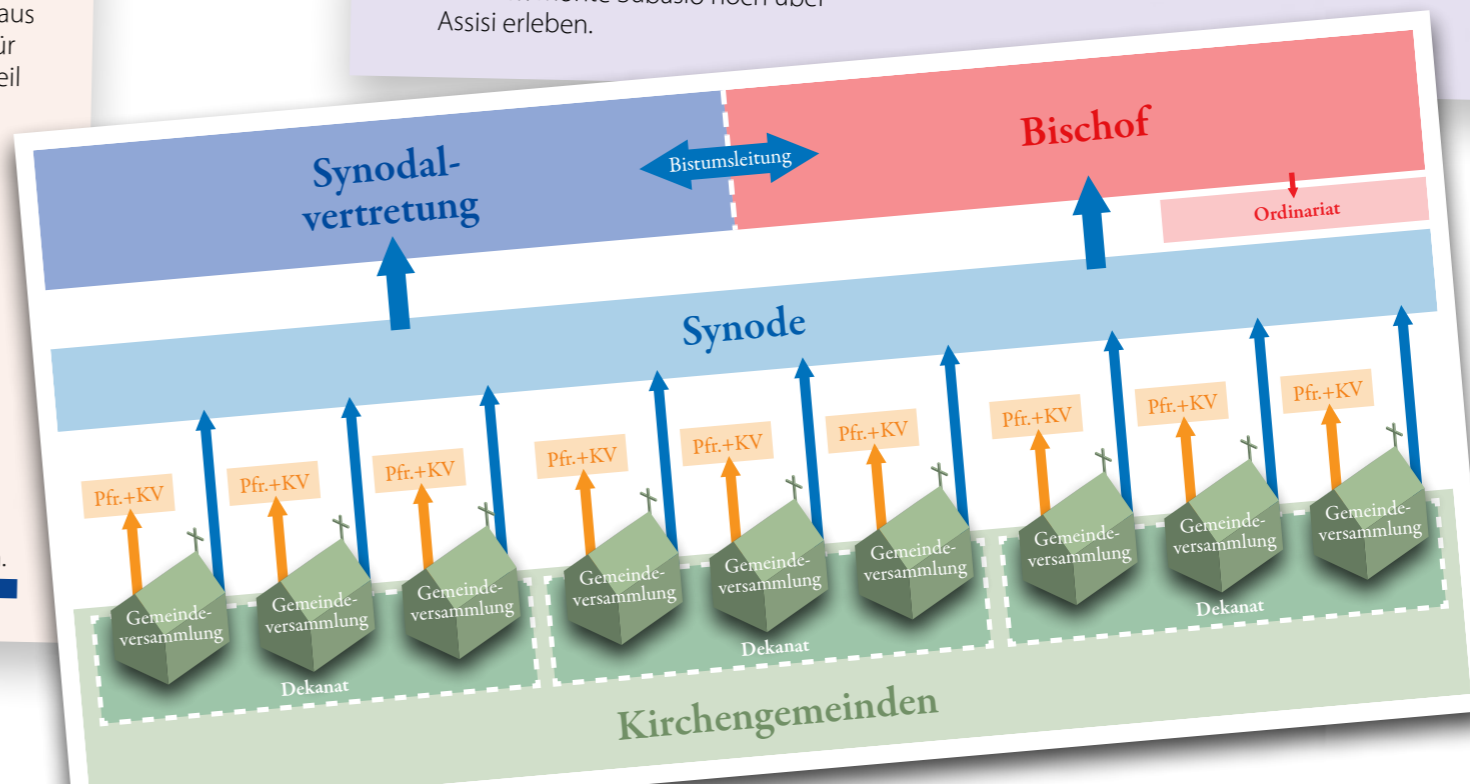
Die Ordination, also die Weihe für geistliche Ämter gibt es in drei Stufen: zum Diakonat, zum Priester und zum Bischof.

Schon 1989 sprach sich die **Synode** (siehe: Stichwort Synode →) der deutschen Alt-Katholiken für die Frauenordination aus. Aus Rücksicht auf die Alt-Katholiken in anderen Ländern verschob man aber die Umsetzung. Denn dort wollten die Verantwortlichen sich erst noch über ihre Meinung klar werden. Im Mai 1994 schließlich beschloss die Synode, dass Männer und Frauen gleiche Rechte haben und daher auch gleichermaßen die Ordination bekommen können. Bis zur tatsächlichen ersten Weihe dauerte es dann noch zwei Jahre.

Synode

Die **Synode** der deutschen Alt-Katholiken ist eine Versammlung der gesamten Kirche. Sie findet alle zwei Jahre statt. Dort entscheiden die Versammelten die Gestaltung des kirchlichen Lebens. Da sich schlecht alle 16.000 Alt-Katholiken in Deutschland an einem Ort treffen können, wählt jede Gemeinde Abgeordnete für die Synode. Wie viele aus einem Ort kommen dürfen, das hängt von deren Größe ab. Für immer 300 Gemeindemitglieder wird eine Person gewählt. Weil es wichtig ist, dass möglichst von überall jemand dabei ist, werden auch Stellvertreter gewählt. Diese springen ein, fällt der oder die Erstgewählte aus. Zur Synode gehören außerdem noch der Bischof, die Synodalvertretung (siehe Ausgabe November 2015) sowie die Geistlichen. Damit sind etwa zwei Drittel der Teilnehmer Laien, ein Drittel Geistliche. (Siehe Grafik rechts. →)

Auch wenn es ähnlich aussieht, unterscheidet sich die Synode doch von einem demokratischen System (wie etwa dem Bundestag oder einem Landtag). Man entscheidet hier Dinge nicht, indem man einfach der Meinung der Mehrheit folgt. Beschlossen wird etwas erst dann, wenn man die Chance sieht, dass die allermeisten die Entscheidung mittragen können und nicht völlig dagegen sind. Man versucht also eine möglichst große Übereinstimmung zu finden. ■



Infografik von John Grantham





Terminvorschau

4.-6. März	Treffen der Internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz mit den Synodalräten/Synodalvertretungen der Bistümer, Amersfoort / NL	25. Juni, 13.00 Uhr	Diakonatsweihe Namen-Jesu-Kirche, Bonn
11.-13. März	DiakonInnen-Konvent, Königswinter	27.-30. Juni	Treffen der Internationalen Römisch-katholisch/Alt-katholischen Dialogkommission
28. März-2. April	Osterfreizeit des Dekanats Hessen für Kinder von 8 bis 12 Jahren Waldjugendherberge Sargenroth	3.-8. Juli ◀	Sommerkurs in alt-katholischer Theologie Utrecht / NL
15./16. April	Treffen des Internationalen Arbeitskreises Altkatholizismus-Forschung, Bonn	8.-10. Juli	Dekanatstage Nordbaden-Württemberg/ Rheinland-Pfalz-Süd, Jugendherberge Burg, Altleiningen in der Pfalz
21. April	Tagung der Kommission von Vereinigter Evangelisch-Lutherischer Kirche in Deutschland und Alt-Katholischer Kirche, Frankfurt am Main	22.-24. Juli	Dekanatswochenende Bayern Evangelisches Bildungs- und Tagungszentrum in Pappenheim
30. April	Dekanswahl Dekanat Nordrhein-Westfalen, Essen	22.-25. Juli ◀	Tage der Einkehr – Grundzüge und Eigenheiten der alt-katholischen Spiritualität, Benediktiner-Abtei Sankt Willibrord, Doetinchem / NL
4.-8. Mai	Ring frei 5, Birkenau	8.-16. August	Kinderfreizeit Dekanat Nordrhein-Westfalen Heino (Niederlande)
9.-13. Mai	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße	10.-14. August	20. Internationales Alt-Katholisches Laienforum Prag (Tschechische Republik)
21. Mai	Dekanatsfrauentag Nordrhein-Westfalen	29. August- 2. September ◀	44. Internationale Theologenkonferenz, Neustadt an der Weinstraße
25.-29. Mai	100. Deutscher Katholikentag, Leipzig	9.-11. September ◀	Begegnungswochenende Dekanat Nordrhein-Westfalen
3.-5. Juni	Dekanatstage Hessen / Rheinland-Pfalz-Nord / Saarland Familienferiendorf Hübingen/Westerwald	10. September, 14.00 Uhr ◀	Priesterweihe, Namen-Jesu-Kirche, Bonn
7.-11. Juni	Treffen des Internationalen Anglikanisch/Alt-Katholischen Koordinierenden Rates		
12. Juni, 14.00 Uhr ◀	Kirchweihe, Dortmund		
13.-18. Juni	Treffen der Internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz, Köln		
17.-19. Juni	baf-Wochenende: „Fließe, gutes Gotteslicht! Auf den Spuren unserer Sehnsucht...“, Kloster Oberschönenfeld		
18. Juni	Dekanatstag Nordrhein-Westfalen Düsseldorf		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet.
Termine von bistumswitem Interesse, die in den Überblick
aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt
werden: termine@christen-heute.de

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für *Christen heute*

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer
Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise
monatlich

Design und Layout
John L. Grantham
E-Mail: john.grantham@gmail.com

Vertrieb und Abonnement
Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Fax: 04842/1511
E-Mail: versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste
epd, KNA, APD

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn; Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland
21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier,
Deiningen

ISSN
0930-5718

Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben
5. März, 5. April, 5. Mai

Nächste Schwerpunkt-Themen
April
Ankämpfen gegen Windmühlen:
400 Jahre Don Quijote
Mai
Säkularisierung –
100. Deutscher Katholikentag
in Leipzig
Juni
Sünde – Todsünde

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe
nicht länger als 2.500 Zeichen mit
Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich
Kürzungen vor.

Kirche von England macht Druck auf Ölkonzern ExxonMobil

Eine Investorengruppe unter Leitung von Bevollmächtigten der anglikanischen Kirche von England übt Druck auf den Energiekonzern ExxonMobil aus. Die Gruppe, die Anteile im Wert von umgerechnet 915 Millionen Euro an ExxonMobil hält, forderte das Unternehmen auf, vor dem Hintergrund des Pariser Klimaabkommens Ideen für ein klimagerechteres Geschäftsmodell vorzulegen. „Als verantwortungsbewusste Investoren ist es unsere Aufgabe, den Übergang zu einer kohlenstoffarmen Wirtschaft zu unterstützen“, wird **Edward Mason**, einer der Bevollmächtigten, zitiert. Fachwissen über die Energiebranche ist in der Anglikanischen Kirche durchaus vorhanden: Primas **Justin Welby** (60) arbeitete vor seiner geistlichen Karriere als Manager für die Ölkonzerne Elf Aquitaine und Enterprise Oil.

Fußwaschung an Frauen

Mit Riesenschritten geht die Gleichberechtigung der Frauen in der Römisch-Katholischen Kirche voran: Künftig sind sie offiziell zur Fußwaschung in der Abendmahlmesse am Gründonnerstag zugelassen. Auf Wunsch des Papstes veröffentlichte die vatikanische Gottesdienstkongregation einen Erlass, wonach Priester nicht mehr nur Männern und Jungen die Füße waschen dürfen. Damit solle „die volle Bedeutung“ der Geste zum Ausdruck kommen, die Jesus beim Abendmahl an seinen Jüngern vollzogen habe, so Franziskus. Franziskus hatte die Fußwaschung während der Abendmahlmesse bereits in den vergangenen Jahren bei Männern und Frauen vollzogen und damit in konservativen katholischen Kreisen Unmut ausgelöst. Der Vatikan hatte jedoch betont, es handele sich dabei um eine Ausnahme. Franziskus wolle nicht das Kirchenrecht brechen.

Bedrohung aus der Mitte

Der Vorstandssprecher des Kompetenzzentrums für Rechtsextremismus und Demokratieforschung an der Universität Leipzig, **Oliver Decker**, erklärte: „Die demokratische Gesellschaft ist nicht von den Rändern bedroht, sondern aus ihrer Mitte heraus.“ Seine seit 2002 durchgeführten empirischen Studien zu rechtsextremen Positionen in der Gesellschaft „belegen seit Jahren die bundesweite Präsenz einer vorurteilsverhafteten Einstellung und die Ablehnung demokratischer Grundwerte“. Der aktuelle Flüchtlingszuzug verschärfe die Problematik. Höchste Autorität in Deutschland sei der Wirtschaftserfolg. Willkommen seien daher lediglich Fremde, die ihn beförderten. „Nicht Nächstenliebe, sondern Facharbeitermangel und demografischer Wandel sind entscheidend für eine Akzeptanz von Fremden.“

Gutes Zeugnis für Mütter und Väter

Eltern genießen nach einer Umfrage der GfK Marktforschung Nürnberg im Rückblick einen guten Ruf bei ihren Kindern: 78,7 Prozent der Deutschen sind sehr zufrieden mit der Art, wie ihre Mutter in Kindheit und Jugend mit ihnen umgegangen ist. Die Väter erreichen eine Zustimmung von 72,3 Prozent. Fast 90 Prozent können ihre Eltern demnach als Menschen mit Schwächen und Fehlern akzeptieren. Vier von fünf Befragten geben ferner an, dass Mutter (81,6) und Vater (78,5 Prozent) sie zur Selbstständigkeit erzogen hätten und frühzeitig eigene Wege gehen ließen.

Weniger Bischöfe im britischen Oberhaus?

Eine Kommission hat die Reduzierung der Zahl anglikanischer Bischöfe im britischen Oberhaus vorgeschlagen. Ein „allgemeiner Rückgang“ des Christentums in der Gesellschaft mache eine Neuordnung nötig, heißt es in einem Bericht der „Kommission für Religion und Glaube im öffentlichen Leben“. Demnach sollen die bislang 26 anglikanischen Bischöfe im Oberhaus

einen Teil ihrer festen Plätze unter anderem für Vertreter anderer Glaubensrichtungen räumen. Weiter soll staatlichen und nationalen Feiern wie auch der Krönungszeremonie ein „pluralistischer Charakter“ verliehen werden. Die anglikanische Kirche bewertete den Report als verfehlt. Er sei bestimmt von der „altmodischen Sicht“, dass die Bedeutung herkömmlicher Religionen abnehme und dass die Nicht-Zugehörigkeit zu einer Glaubensrichtung mit Atheismus oder Säkularismus gleichbedeutend sei, sagte eine Kirchensprecherin.

Papst bittet andere Christen um Vergebung

Papst Franziskus hat um Vergebung für das Unrecht gebeten, das Katholiken Angehörigen anderer christlicher Konfessionen zugefügt haben. „Wir können das, was passiert ist, nicht ausradieren, aber wir wollen nicht zulassen, dass die Last der vergangenen Schuld weiter dazu beiträgt, unsere Beziehung untereinander zu vergiften“, sagte der Papst bei einem ökumenischen Abendgebet in Rom. Er bat zugleich um Vergebung für die „Sünde der Kirchenspaltungen“. Sie seien „eine offene Wunde am Körper Christi“. Wörtlich erklärte Franziskus: „Als Bischof von Rom und als Hirte der Katholischen Kirche bitte ich um Barmherzigkeit und Vergebung für das nicht evangeliumsgemäße Verhalten von Katholiken gegenüber anderen Christen“.

Ungefragter Sternsingersegen?

Sternsinger haben einen Hausbesitzer in Rommerskirchen im Rhein-Kreis Neuss verärgert. Wegen des mit Kreide geschriebenen Segenswunsches an zweien seiner Miethäuser wollte der Mann die Kirche verklagen. Die Kinder haben nach Aussage des Gemeindepfarrers bei Bewohnern geklingelt, die ihnen die Tür aufgemacht haben. Die Segenssprüche seien nicht ungefragt angebracht worden. Der Hausbesitzer sprach von Sachbeschädigung. Dem folgt die Polizei nicht, denn dazu müsse ein „nicht unerheblicher“ Eingriff in die Substanz vorliegen. ■



Ansichtssache

Die ausgebaute Handbremse

VON FRANCINE
SCHWERTFEGER



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

NUN IST MAN ALSO WIEDER einen Schritt weiter. Anfang Februar erlaubte die britische Regulierungsbehörde erstmals die Genmanipulation an gesunden Embryonen. Die Molekularbiologin Dr. Kathy Niakan am Francis-Crick-Institut in London hat die Zulassung erhalten, in den ersten sieben Tagen nach der Befruchtung den Gencode von Embryonen zu verändern, zu Forschungszwecken über Fehlgeburten und Unfruchtbarkeit. Nach sieben Tagen sollen die Embryonen zerstört werden, ein Austragen ist nicht gestattet.

Im vergangenen Jahr hatten bereits Forscher in China bekannt gegeben, dass sie erfolgreich Gene menschlicher Embryonen manipuliert hätten, um eine Funktionsstörung des Blutes zu korrigieren.

Das deutsche Embryonenschutzgesetz „verbietet die Herstellung oder Verwendung von Embryonen zu einem anderen Zweck als dem, eine Schwangerschaft herbeizuführen.“ Wenn wir an die Anfänge der Diskussion über Genmanipulation denken, dann hat sich doch schleichend durch die Hintertür eine Manipulation am Menschen etabliert. Jedenfalls merken Christen auf, denn nach kirchlicher Definition ist mit der Vereinigung von Ei- und Samenzelle, also der Befruchtung, ein neuer Mensch entstanden. Andere Religionen teilen diese Meinung nicht, aber wenn man diesen Standpunkt akzeptiert, kann einem schwindelig werden. Die Embryos des britischen Experimentes werden

schließlich nach sieben Tagen zerstört. Nun stammen die Forschungs-embryos von Paaren, die nach der künstlichen Befruchtung nicht alle Eizellen benötigen. Aber wir erinnern uns noch gut an die Diskussionen, ob überzählige Embryos vernichtet werden dürfen. Die Genehmigung der neuen britischen Versuche durch eine Ethikkommission steht übrigens noch aus, der Antrag wurde gestellt.

Wenn man der Natur nicht ins Handwerk pfuschen will, muss man akzeptieren, dass es Fehler im genetischen Code gibt, die zu Unfruchtbarkeit, erblicher Krankheit oder Fehlgeburten führen. Wenn Menschen hier trauern und ein Schicksal tragen müssen, dann hat früher der Glaube geholfen: „Der liebe Gott weiß schon, wofür es gut ist“. Heute will das kaum noch jemand akzeptieren, denn die Möglichkeiten zur Forschung und Heilung haben sich immer weiter über alte Grenzen vorgeschoben. Das Francis-Crick-Institut hofft, dass die gewonnenen Erkenntnisse helfen, die künstliche Befruchtung weiter zu verbessern und unfruchtbaren Menschen gezieltere Therapien anbieten zu können.

Es ist aber ein zweischneidiges Schwert, wenn der Gynäkologe Peter Braude vom Londoner King's College euphorisch die Frage erklärt, die hinter dem Forschungsprogramm steht: „Wenn ich ein bestimmtes Gen entferne, was passiert dann mit der weiteren Entwicklung des Embryos? Das ist so, als würden Sie wissen wollen, wie ein Auto funktioniert. Wenn Sie den Anlasser entfernen, startet der Motor nicht mehr. Oder wenn Sie die Handbremse entfernen,

dann können Sie prima weiterfahren, aber wenn Sie an einer Steigung parken wollen, merken Sie schnell, wozu Sie eine Handbremse brauchen. Genauso ist es hier. Und das Tolle an der Gentechnik ist: Sie brauchen jeweils nur ein Gen herauszunehmen, um mehr zu wissen.“

Ja, in der Tat, hier ist offenbar gerade die Handbremse entfernt worden. Nur gut, dass man ein Auto ohne Handbremse nicht in den Verkehr bringen darf. Aber ist das wirklich glücklich, wenn man das Herumwerkeln an Embryonen mit einem Wagen in der Werkstatt vergleicht? Wie lange wird es dauern, bis ein Einpflanzen manipulierter Gene in den Mutterleib erlaubt wird, weil man doch mit der Forschung schließlich so weit gekommen ist?

Ich glaube nicht mehr, dass sich das noch lange verhindern lässt. Aber vielleicht sollte jede und jeder für sich eine selbst definierte Grenze überlegen, was er oder sie einmal für sich in Anspruch nehmen will, so ähnlich wie bei der Organspende auch jede und jeder für sich entscheiden muss. Will ich in allem, was das Schicksal oder Gott mir auferlegt, höheres Gesetz gelten lassen und mich beugen? Das ist Demut und tut oft weh. Aber wenn ich mir wünsche, dass gegen jede Krankheit ein Kraut (oder Gen) gewachsen sein möge, dann muss ich in Kauf nehmen, dass dafür auch menschliches Leben geopfert wird, das Embryonen geopfert werden. Das muss man mit seinem Gewissen vereinbaren. Gut ist, wenn ein solches noch gespürt und eine Diskussion geführt wird. ■